

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Klasse

der

K. B. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1903.

München

Verlag der K. Akademie

1904.

In Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Wielands „Pervonte“.

Von **Franz Muncker.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Klasse am 7. Februar 1903.)

Unter den kleineren Erzählungen in Versen, die Wieland zur Zeit seiner vollen künstlerischen Reife im ersten Jahrzehnt seines Lebens in Weimar verfasste, nimmt „Pervonte“ einen eigenartigen Platz ein. Während die vorausgehenden Dichtungen teils morgenländischen Märchen, teils mittelalterlichen Rittergeschichten der französischen Literatur nachgebildet sind, wandte sich Wieland mit „Pervonte“, dem unmittelbaren Vorläufer seines Meisterwerks, des „Oberon“, wieder zur italienischen Poesie, von der er schon oft fruchtbarste Anregung empfangen hatte, und trug zugleich hier zum ersten und einzigen Male während seiner ganzen, reichen dichterischen Tätigkeit seinen Lesern ein richtiges Volksmärchen vor.

Der Stoff seiner neuen Geschichte, die zuerst unvollendet, wie sie im März und zu Anfang Aprils 1778 entstanden war,¹⁾ in drei aufeinander folgenden Heften des „Teutschen Merkur“ vom November 1778 bis zum Januar 1779 unter der Überschrift „Die Wünsche oder Pervonte“ erschien, stammte aus dem „Pentamerone“ des Neapolitaners Giambattista Basile, eines zu seiner Zeit nicht unberühmten Dichters aus dem Kreise

¹⁾ Vgl. Wielands Briefe an Merck vom 12. April und vom Oktober 1778 und vom 22. Februar 1779 (Briefe an Johann Heinrich Merck, herausgegeben von Karl Wagner, Darmstadt 1835, S. 147 und 156; Briefe an und von Merck, Darmstadt 1838, S. 130).

Marinis, der von 1608 an bis in sein Todesjahr 1632 allerlei lyrische und epische Versuche veröffentlichte, meist Gelegenheitsdichtungen im schlimmsten Modegeschmack voll künstlicher Spielereien und Tüfteleien, ohne eigenartige Bedeutung oder künstlerischen Wert, die längst der verdienten Vergessenheit anheim fielen. Wirklich lebendig erhielten sich von seinen literarischen Erzeugnissen nur die derber und possenhafter gearteten, die er neben den anscheinend wichtigeren, in der gemeinitalienischen Schriftsprache verfassten Leistungen als nächster Nachfolger seines Freundes Cortese, des Neubegründers der neapolitanischen Dialektdichtung, unter dem Namen Gian Alesio Abbattutis in der Mundart seiner Heimat geschrieben hatte. Unter ihnen aber steht weitaus am höchsten die Sammlung von fünfzig Märchen, die nach Basiles Tod ein sonst unbekannter Herausgeber Salvatore Scarano in den Jahren 1634 bis 1636 zu Neapel nach und nach erscheinen liess, „Lo Cunto de li Cunti overo Lo trattenemiento de' Peccerille“, in eine Rahmenerzählung nach dem Muster des auch sonst mannigfach nachgebildeten Boccaccio eingefasst, in fünf „jornate“, jede zu zehn Geschichten, eingeteilt und schon vom ersten Herausgeber (wenn auch nicht auf dem Titelblatte) mit dem bequemen und daher auch später beibehaltenen Namen „Pentamerone“ bezeichnet. Es war nicht der erste Versuch in Italien, alte Märchen, die vorher nur mündlich im Volke erzählt worden waren, in der Literatur auch für die gebildeten Leser festzuhalten; aber es war die reichhaltigste und urwüchsigste, in ihren Stoffen wie in der Vortragsweise echtste und treueste Sammlung von Volksmärchen, die — nach dem massgebenden Urteil der Brüder Grimm — nicht nur Italien, sondern auf manches Jahrhundert hinaus überhaupt irgend ein europäisches Land hervorgebracht hat.

In der Heimat hochberühmt, oft gedruckt, in andere Mundarten wie in die gemeinitalienische Sprache übersetzt, von Pompeo Sarnelli in neapolitanischen Dialektgeschichten, aber auch von Lorenzo Lippi in seinem „Malmantile riacquistato“, von Gozzi stellenweise in den dramatischen Märchen „L' Amore

delle tre melerance“ und „Il Corvo“ nachgeahmt,¹⁾ wirkte der „Pentamerone“ doch bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur wenig über die Grenzen Italiens hinaus. In Deutschland insbesondere scheint vor Wieland kein Schriftsteller aus diesen Märchen Anregung zu eigenem dichterischem Schaffen gewonnen zu haben. Auch in den nächsten Jahren, nachdem er von Pervontes wunderbaren Schicksalen berichtet hatte, traf der ihm persönlich nahe stehende und künstlerisch durch ihn mannigfaltig bestimmte weimarische Märchenerzähler Musäus nur vereinzelt einmal mit Basile im Inhalt einer Geschichte zusammen; die „Bücher der Chronica der drei Schwestern“ im ersten Teil seiner „Volksmärchen der Deutschen“ (1782) wiederholen in der Hauptsache die dritte Erzählung des vierten Tags aus dem „Pentamerone“.²⁾ Doch bleibt es trotz aller Ähnlichkeit noch sehr fraglich, ob Musäus unmittelbar aus dem Märchen Basiles schöpfte. Bekannt wurde in Deutschland der „Cunto de li Cunti“ erst im Zeitalter der ausgehenden Romantik. Clemens Brentano, der das Buch als eine besondere, seinen Freunden noch ganz fremde Seltenheit besass, begann schon um Weihnachten 1805 mehrere Geschichten daraus frei nachzudichten, schob ihre Veröffentlichung dann aber immer weiter hinaus und änderte noch nach Jahrzehnten mancherlei an seiner Arbeit, die in der Hauptsache erst 1846, mehrere Jahre nach seinem Tode, den deutschen Lesern mitgeteilt wurde.³⁾ Inzwischen hatten, durch ihn zuerst über Basile unterrichtet, die Brüder Grimm 1812 im ersten und wieder 1822 im dritten Bande der

¹⁾ Vgl. die inhaltsreiche Einleitung von Benedetto Croce zu seinem Neudruck des „Cunto de li Cunti“, Neapel 1891, in der „Biblioteca Napoletana di Storia e Letteratura“, Nr. II, Bd. 1.

²⁾ Vgl. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 2. Aufl., Bd. III, S. 409 (Berlin 1822); auch Richard Andrae, Studien zu den Volksmärchen der Deutschen von J. K. A. Musäus (Marburg 1897), S. 13, und Erich Bleich, Die Märchen des Musäus, im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. CVIII, S. 283 ff. (1902).

³⁾ Vgl. die gründliche, aber im Urteil gegen Basile nicht immer gerechte Untersuchung von H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos, Köln 1895 (dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1895).

„Kinder- und Hausmärchen“ mit nachdrücklichem Lob auf die neapolitanische Sammlung hingewiesen und zugleich einen guten Auszug aus allen Märchen derselben gegeben.¹⁾ Und nun bemühte sich um ihre Einbürgerung bei uns neben andern Übersetzern und Bearbeitern²⁾ besonders auch Julius Mosen durch seine dichterisch freieren Nacherzählungen von mehreren dieser Geschichten im „Gesellschafter“ (seit 1827),³⁾ bis endlich Felix Liebrecht 1846 den ganzen „Pentamerone“ mit ausserordentlichem stilistischem Geschick treu im Inhalt wie im Ton ins Deutsche übertrug.

Aber nicht nur für Basile, sondern überhaupt für das Volksmärchen zeigte die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts recht wenig Liebe und Verständnis. So wollte denn auch Wieland von ihm im allgemeinen nichts wissen, so lebhaft ihn auch jederzeit kunstvoll ausgestaltete Feenmärchen anzogen, in denen das geistreiche Spiel einer zügellos kühnen Phantasie schliesslich einem moralischen oder satirischen Zwecke diente, so mannigfach er auch solche Feenmärchen, die ihm meist aus der französischen Literatur zukamen, letzten Endes aber oft in das Morgenland zurückwies, in seinen verschiedensten Dichtungen bald genauer, bald freier nachbildete.⁴⁾ „Ammenmärchen, im Ammenton erzählt,“ wollte er, wie er 1786 in der Vorrede zu „Dschinnistan“ erklärte, nur durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt, aber nicht durch den Druck literarisch festgehalten wissen. Mochte sich daher auch vereinzelt das eine oder andere Mal ein wirkliches Volksmärchenmotiv in seinen Dichtungen einstellen, so stammte es doch nicht unmittelbar aus einem echten Volksmärchen, sondern aus jenen

1) Bd. I, S. XVII f.; Bd. III, S. 276—371.

2) Die wichtigsten von ihnen nennt Liebrecht im zweiten Bande seiner Übersetzung, S. 336 f.

3) Vgl. Philipp Henss, Beiträge zur Kenntnis von Julius Mosens Jugendentwicklung, München 1903, S. 46 ff.

4) Vgl. darüber besonders K. Otto Mayer, Die Feenmärchen bei Wieland, in Bernhard Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, Bd. V (Weimar 1892).

kunstvollen Feengeschichten orientalischen oder französischen Ursprungs. Einer einheimischen volkstümlichen Überlieferung verdankte er nur einmal den gesamten Stoff einer Erzählung in Versen, bei dem Gedicht „Sixt und Klärchen oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein“, das er zuerst im März und April 1775 im „Teutschen Merkur“, dann noch einige Male mit unwesentlichen Veränderungen in seinen poetischen Werken veröffentlichte. Aber das war nicht sowohl ein Volksmärchen als vielmehr eine an einer bestimmten Örtlichkeit haftende volkstümliche Sage. Dagegen lag dem „Pervonte“ in der Tat ein echtes Volksmärchen zu Grunde aus der bunten Gruppe jener Geschichten von einem dummen Burschen, dem unvermutet ein grosses Glück zuteil wird,¹⁾ ein bei verschiedenen Völkern verbreitetes Märchen, dessen eigentümliche Ausgestaltung, wie sie Wieland für seine Nachdichtung verwertete, aus der italienischen Literatur stammte.

Mit wenigen Worten deutete Wieland selbst im „Teutschen Merkur“ (November 1778, S. 99) auf die Herkunft seines „Pervonte“ hin: „Wer gern aus der Quelle schöpft, kann das Original dieses Gedichts, welches eigentlich ein uraltes Neapolitanisches Ammen-Mährchen ist, finden in dem *Pentamerone* del Cavalier Giovan Battista Basile, overo, lo Cunto delli Cunti, trattenemiento de li Peccerille, di Gian Alesio Abbatutis. Napoli 1674. (conf. Biblioth. Univ. des Romans. *Juin. et Septembre. 1777.*)“ Darnach sollte man wohl meinen, Wieland habe sich aus Basile selbst den Stoff seiner Geschichte geholt. Das wäre an sich schon auffallend; denn vor dem „Pervonte“ hat Wieland niemals den Inhalt einer grösseren Dichtung im ganzen unmittelbar aus dem Italienischen genommen, sondern hielt sich immer zuerst an deutsche und englische, dann vornehmlich an antike und französische Vorlagen. Auch nachher wurde das nicht anders. Zwar berief er sich 1783 bei „Clelia und Sini-

¹⁾ Fügten es doch auch die Brüder Grimm unter der Aufschrift „Hans Dumm“ ihren deutschen „Kinder- und Hausmärchen“ ein (Bd. I, S. 250 ff., Nr. 54 der ersten Ausgabe von 1812).

bald“ nur auf Caviceo als seinen Gewährsmann für den wunderbaren Traum, auf dem sich diese Novelle zum guten Theile aufbaut; aber, wie schon verschiedene sprachliche Anmerkungen zu derselben Dichtung vermuten lassen, hatte er Giacompo Caviceos 1508 erschienenen Roman „Il Peregrino“, aus dem er den Stoff zu der ironisch-satirischen Legende gewann, nur in der verkürzten französischen Bearbeitung im zehnten Bande der „Mélanges tirés d'une grande bibliothèque“ (Paris 1780) benutzt.

Desto fleissiger spielte er dafür in seinen Werken auf einzelne Charaktere und Begebenheiten der italienischen Literatur an, zitierte Verse und Gedanken italienischer Dichter, bildete gewisse Motive von ihnen nach, suchte sich den Ton und Stil ihrer Poesie anzueignen. Fast bis auf die Anfänge seiner literarischen Entwicklung reicht dieses Bestreben zurück. Während das Schulheft aus dem Sommer 1748, das uns von dem damals noch nicht fünfzehnjährigen Zögling des Klosters Bergen erhalten ist, noch keine Spur von Kenntnissen in der italienischen Dichtung zeigt, weist das im Anfang des Jahres 1751 ausgearbeitete Erstlingswerk der Wielandischen Muse, das Lehrgedicht „Die Natur der Dinge“, schon einige Male deutlich auf Ariosts und Tassos grosse Epen hin. An den Abschied Rinalds von Armida im sechzehnten Gesange des „Befreiten Jerusalem“ und die Verwandlung des Wunderreichs der Zauberin nach der Flucht des Geliebten (ebenda Stanze 69 f.) erinnern die Verse im zweiten Buche des Lehrgedichts, die das Erwachen des Menschen, den die Wollust in ihren Bann gezogen hatte, aus seinem Wahne schildern:¹⁾

„Wo lauter Anmuth war, sieht er erstarrte Klippen
Und gelben Sand gehäuft; Armidens süsse Lippen,
Und was er kaum genoss, ist mit dem leichten Schwarm
Der Liebesgötter fort; er sieht vom dürrn Arm
Des Ekels, von der Reu begleitet, sich umfängen.“

¹⁾ S. 46 f. des ersten Druckes (Halle 1752), in den späteren Ausgaben nur wenig verändert.

Im dritten Buch aber (S. 61 der ersten Ausgabe) nennt der junge Dichter „Ariostens Mond“ neben „Platons Staat“, um das Reich des Unwirklichen zu bezeichnen. Beim späteren Abdruck der „Natur der Dinge“ im ersten Band seiner „Poetischen Schriften“ 1762 und wieder 1770 fügte Wieland hier eine erläuternde Anmerkung über die phantastische Erdichtung des „eben so anmuthigen als abentheurlichen Italiänischen Poeten“ bei und mehrte auch noch durch eine weitere Anmerkung zum zweiten Buch die Anspielungen auf Tassos Rinald.¹⁾ Jene älteren, bereits aus dem Jahr 1751 stammenden Anspielungen setzen freilich noch keine Vertrautheit mit dem italienischen Text der Dichtungen voraus, denen sie galten: Wieland mochte sich an deutsche Übertragungen halten, deren ja seit Dietrich von dem Werders Versuchen einige vorlagen — das „Befreite Jerusalem“ hatte erst 1744 wieder Johann Friedrich Kopp (in paarweise gereimten Alexandrinern) übersetzt —; ja den kurzen Hinweis auf Ariost konnte er am Ende auch aus zweiter Hand haben und brauchte dazu den „Rasenden Roland“ nicht einmal in deutscher Nachbildung gelesen zu haben.

Auch in den wenige Monate nach dem Lehrgedicht verfassten „Moralischen Briefen“ verwertete Wieland seine Lektüre Tassos. Wieder spielte er auf den sechzehnten Gesang des italienischen Epos an, auf den er diesmal in der Anmerkung ausdrücklich verwies, und wieder zwingen uns seine Verse durch nichts zu der Annahme, dass er die „Gerusalemme“ damals schon italienisch gelesen haben müsse. In dem später völlig gestrichenen neunten Briefe der ersten Ausgabe von 1752 (S. 118) versicherte er der schwesterlich mit reinsten Liebe geliebten Freundin Doris, dass die Vereinigung mit ihr ihm auch eine Wüste zum Paradiese machen würde:

„Mich darf das Schicksal nicht in Paradiese setzen,
Mit dir soll mich der Sand Numidiens ergötzen.
Ich darf der Insel nicht worein mit Zauberkraft
Den Reitz der gantzen Welt Armid herbey geschafft,

¹⁾ 1762: Bd. I, S. 72; 1770: Bd. I, S. 101.

Wo jugendlich die Flur in stetem Morgen lachet,
 Ein zauberischer West die Blumen ewig machet,
 Wo ein nectarscher Duft aus allen Kräutern raucht,
 Und alles lebt und fühlt und matte Wollust haucht.“

Im elften Brief aber (der in den späteren Ausgaben als zehnter gezählt ist) nahm der achtzehnjährige Dichter, um die entsetzliche Angst des Gottesleugners vor dem Tode zu malen, seine Zuflucht gar schon zu Dante:¹⁾

„In welchen Schauern starrt sein nie erschüttert Hertz,
 Wenn sich der Tod ihm naht? Wie marternd ist sein Schmerz?
 Mein Geist erliegt bestürzt den jammervollen Bildern,
 Ihr Schatten schreckt ihn schon; sie mag ein *Dantes* schildern!“

Die erst 1770 beseitigte Anmerkung zu dem Namen des damals in Deutschland noch sehr wenig bekannten Florentiners „Ein berühmter Italiänischer Dichter des 14. Jahrhunderts, der in einem Epischen Gedichte Himmel, Fegefeuer und Hölle geschildert hat“ beweist in ihrer Dürftigkeit, Farblosigkeit und verkehrten Reihenfolge bei der Nennung der drei Teile der „Divina Commedia“ nahezu sicher, dass Wieland das ewige Gedicht damals nur vom Hörensagen oder etwa aus einer kurzen Angabe darüber in einem Gelehrtenlexikon oder einer Zeitschrift kannte.²⁾

Derartige Anspielungen, in diesen ersten Versuchen Wielands noch selten und besonders in den grösseren Jugenddichtungen, in denen er sich als unmittelbaren Nacheiferer Klopstocks verriet, fast gar nicht anzutreffen, mehrten sich nach einigen Jahren, als er auch in der Erlernung der italienischen Sprache weit genug fortgeschritten war, um Ariost und Tasso und ihre Landsgenossen im Original zu lesen. Wie wir aus dem kurzen Abriss seiner Lebensgeschichte schliessen

1) S. 149 der Ausgabe von 1752; in den „Poetischen Schriften“ von 1762 Bd. II, S. 98; 1770 Bd. II, S. 91, stets mit unverändertem Wortlaut.

2) Vgl. Emil Sulger-Gebing, Dante in der deutschen Literatur: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge, Bd. VIII, S. 475 ff. und Bd. IX, S. 453 ff.

dürfen, den er am 28. Dezember 1787 für den Schweizer Asthetiker Leonhard Meister niederschrieb, war das schon in Zürich der Fall; bei Bodmer, dem reich belesenen Kenner ausländischen Schrifttums, war auch er, wie mit der französischen und englischen, so mit der italienischen Literatur „sehr bekannt“ geworden. Das zeigten sogleich italienische Verse über oder unter einigen Oden, die er bereits im ersten Jahre seines Züricher Aufenthaltes im engsten Anschluss an Klopstockische Vorbilder seiner Sehnsucht nach der fernen Geliebten widmete. Nicht minder gaben davon die Neubearbeitungen der grösseren Jugendwerke für die Sammlung der „Poetischen Schriften“ von 1762 und wieder von 1770 Zeugnis. Die Anspielungen auf italienische Literatur wurden in den Jugendschöpfungen selbst wie in gelegentlichen Anmerkungen zu ihnen etwas zahlreicher; hie und da stellte sich jetzt sogar ein italienisches Zitat als Motto ein (so z. B. seit 1762 hinter dem „Lobgesang auf die Liebe“ drei Verse über die Allmacht der Liebe).

Seit dem Entwurf des unvollendeten „Cyrus“ (1759) bemühte sich Wieland auch, wie er in den Vorberichten zu diesem Heldengedichte selbst und zu der eng damit verbundenen dialogischen Geschichte „Araspes und Panthea“ (1760) bekannte, Grundeigenschaften der Hauptcharaktere aus den Epen Ariosts und Tassos auf den Helden seiner Phantasie zu übertragen und überhaupt die künstlerischen Vorzüge dieser italienischen Dichter in dem eignen Werke zu vereinigen. Cyrus sollte die Tugenden des kühnen Achill, des klugen Odysseus, des weisen Gottfried von Bouillon, des hochherzigen Leonidas in seinem Wesen verbunden zeigen, sollte grösser und besser erscheinen als Achill, Aeneas, König Artus und der rasende Roland; der Dichter wünschte in diesem Epos, je nachdem es sein Gegenstand oder seine künstlerische Absicht forderte, sich bald der einfältigen Grösse und der wilden Schönheit Homers und Ariosts, bald des blühenden Kolorits und des sanften Feuers Virgils und Tassos, bald wieder der Mischung von Stärke und Lieblichkeit bei Thomson und der nervichten Schönheit Glovers zu bemeistern.

Ein neues, gründlicheres Studium italienischer Dichtungen begann Wieland in Biberach, als er in seiner eignen Poesie Bahnen einschlug, die ihn in Nachbargebiete des romantischen, ungebunden aus Phantasie und scherzhafter Laune entsprungenen Epos der Hochrenaissance führten. Am 4. Mai 1764 erbat er sich von Gessner neben einer guten Ausgabe des Petrarca auch „eine artige kleine Edition vom Ariost“, den er dem Freund als einen der angenehmsten Dichter rühmte. Vier Jahre später bekannte er in der Vorrede zum „Idris“, dass Ariost um seiner eigentümlichen Schönheit willen schon lange sein gewöhnliches Taschenbuch sei. In dem Ton eines leicht und übermütig hervorsprudelnden Geplauders, den kein früherer Epiker so meisterhaft wie Ariost anzuschlagen wusste, verfasste Wieland zunächst, doch ohne unmittelbare Anlehnung an den Sänger des „Orlando furioso“, die „Komischen Erzählungen“ und andere Dichtungen verwandten Charakters. Bald bildete er auch, wenn schon mit allerhand Freiheiten, den Ariostischen Strophenbau der ottave rime in seinem „Idris“ nach. Ja, er wollte geradezu, wie er am 3. Dezember 1767 an Zimmermann schrieb, mit diesem Werke einen Versuch machen, „ob man in unserer Sprache nicht auch Ariost seyn könne, wenn man wolle“, freilich nur „in Absicht der Laune, des Styls, der Lebhaftigkeit und der Versification“, nicht auch, was die abenteuerliche Verwicklung und Ausdehnung der Handlung durch zahllose Gesänge betreffe. Aber selbst nach dieser Seite hin lockte ihn Ariosts Muster schon im „Idris“ und noch mehr einige Jahre später im „Neuen Amadis“ zur Nachfolge: auch Wieland erprobte sich gern als Meister in der Kunst, zahlreiche Fäden der Handlung in der mannigfaltigsten Weise durcheinander zu schlingen und untereinander zu verknüpfen und als Erzähler mit grösster Leichtigkeit und zugleich mit drastischer Wirkung von einem Abenteuer seiner Geschichte auf das andere überzuspringen, die Schicksale des einen Helden im spannendsten Augenblick durch die Taten und Erfahrungen anderer Helden und Heldinnen humoristisch zu unterbrechen. Die Handlung selbst in ihrem hauptsächlichen Gange wies

zwar mehr auf französische Feenmärchen als auf das romantische Epos der Italiener zurück; einzelne Nebenmotive aber, wie z. B. gelegentlich einmal die Ausmalung eines Kampfes oder Liebesabenteuers, stammten doch aus der Nachahmung des „Rasenden Roland“, und so spielte denn Wieland auch im Text wie in den Anmerkungen des „Idris“ und des „Neuen Amadis“ mehrfach in aller Kürze auf Personen und Vorgänge aus den Dichtungen Ariosts, Tassos, Marinis oder anderer Italiener an. Mit manchen unter diesen Dichtern gab er sich freilich nur flüchtig ab; so bekannte er z. B. ausdrücklich 1771 in der Vorrede zu seinem „Amadis“, dass er von dem gleichnamigen Epos des Bernardo Tasso auch nicht einmal den zehnten Teil zu durchlesen vermocht habe. Dass ihm aber andere, durch eigenartigen Reiz lebhafter anziehende Dichtungen der italienischen Literatur in jenen Jahren genauer vertraut wurden, zeigen auch seine Briefe, in denen sich von da an die Anklänge an derartige Lektüre mehren und namentlich seit etwa 1767 die Einflechtung italienischer Worte in seine ohnedies schon buntfarbig genug aus französischer, deutscher, lateinischer und englischer Sprache zusammengewobene Rede häufiger wird.

Auch als Wieland nach dem „Neuen Amadis“ die Ariostische Laune und Erzählungstechnik in seinen Dichtungen wieder weniger nachbildete, blieb er sich doch in der Liebe zu den italienischen Meistern, deren Epen ihn entzückt hatten, getreu und las diese und verwandte Werke bei Gelegenheit noch öfter im Wortlaut der Originale. So hätte ihm denn auch höchst wahrscheinlich das Verständniß des „Pentamerone“ im italienischen Gewande keine Schwierigkeit bereitet, wenigstens nicht, wenn ihm die — freilich sehr schlecht geratene — Bearbeitung dieser Märchensammlung in gemeinitalienischer Sprache von 1754 oder 1769 in die Hand gefallen wäre. Aber er selbst führte in der oben erwähnten Anmerkung im „Teutschen Merkur“ ausdrücklich eine Ausgabe des ursprünglichen, mundartlichen Textes an, die wegen ihrer sprachlichen Korrekturen philologisch merkwürdige, auch wegen ihrer massgebenden

Bedeutung für die folgenden Drucke geschichtlich wichtige, von Pompeo Sarnelli besorgte Ausgabe von 1674, die erste, die den Namen „Il Pentamerone“ schon auf dem Titelblatte trug. Dass nun aber Wieland imstande gewesen wäre, die Märchen Basiles im neapolitanischen Dialekt ohne Beihilfe einer Übersetzung zu lesen, und namentlich, dass bei einer derartigen, mit allerlei Schwierigkeiten verbundenen Lektüre diese Märchen ihm einen so mächtigen künstlerischen Eindruck hätten machen können, dass er sich dadurch zu eigner dichterischer Tätigkeit getrieben fühlte, ist an sich schon im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Zwar, dass Wieland sich von den fünfzig Geschichten Basiles gerade nur die von Peruonto zur Nachbildung ausgesucht hat, dürfte auch in einem solchen Falle nicht befremden. Denn die übrigen Erzählungen des Neapolitaners passten in der Tat fast alle nicht für den gesellschaftlich und künstlerisch gerade in den letzten Jahren strenger geläuterten Geschmack des Weimarer Dichters. Die meisten waren zu urwüchsig derb, ihre Grundmotive oft von einer plumpen Unanständigkeit, mit der selbst die nichts weniger als schüchterne Kunst Wielands kaum etwas anzufangen gewusst hätte. In andern wieder war die märchenhafte Erfindung so kindlich naiv, so verstandeswidrig wunderbar, dass der aufgeklärte Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, der in seinen tollsten Feenmärchen stets eine philosophische Wahrheit oder sittliche Lehre zu veranschaulichen trachtete, keinen nutzbaren Sinn in ihnen zu entdecken vermochte und darum auch keinen Sinn für sie hatte. Schon auffallender könnte es aber scheinen, dass Wieland in seinen Briefen oder sonstigen Schriften nie etwas von einer unmittelbaren Bekanntschaft mit dem „Cunto de li Cunti“, besonders wenn sich diese auf die ganze Märchensammlung erstreckt haben sollte, verraten hätte, dass er vornehmlich 1805 in der Einleitung zum „Hexameron von Rosenhain“, wo doch die ähnliche Benennung seines Buchs einen Hinweis auf Basiles Werk nahe legen musste, zwar den „Decamerone“ des Boccaccio und den „Heptameron“ der Königin von Navarra, nicht aber

den „Pentamerone“ erwähnte: hätte er ihn einst mühsam und vollständig im Original gelesen, so würde er damals wohl nicht vergessen haben, ihn mit anzuführen.

Aber schon 1778 im „Teutschen Merkur“ nannte Wieland neben der italienischen Ausgabe der Märchen Basiles, freilich nur nebenher und nicht eigentlich als Quelle seiner Dichtung, den französischen Auszug daraus in der vom Grafen Tressan herausgegebenen „Bibliothèque universelle des romans“ vom Juni und September 1777. Das reichhaltige, vielfach von Wieland benutzte französische Sammelwerk brachte zunächst im Juni 1777 einige kurze, nicht eben tief gründende Bemerkungen über Basile sowie über den literarischen Wert und das schwierige Verständnis seines „Pentamerone“, der auch nicht eine vernünftige, tragische oder interessante Novelle, sondern nur tolle Ammenmärchen enthalte, an denen höchstens kleine Kinder Spass finden könnten. Daran schloss sich eine freie, im einzelnen mehrfach verändernde und selbständig ausschmückende Nacherzählung der die neapolitanischen Märchen als Einleitung und Schluss umrahmenden Geschichte. Im September darauf bot die „Bibliothèque“ ihren Lesern ausführliche Bearbeitungen der Märchen von Peruonto (Tag 1, Geschichte 3), von Sapia Liccarda und der Puppe aus Zuckerteig (Tag 3, Geschichte 4) und von Rosella (Tag 3, Geschichte 9), um dann ausdrücklich auf weitere Mitteilungen aus den lustigen und närrischen Einfällen der süditalienischen Sammlung zu verzichten. Von diesen Nacherzählungen gab die des „Peruonto“ (S. 162—180 der „Bibliothèque“) den Inhalt des neapolitanischen Märchens noch verhältnismässig am getreuesten wieder, obwohl sich der französische Bearbeiter auch hier manche Abweichungen vom Original erlaubte. Überall aber, wo er dies tat, finden wir ziemlich dieselben Abweichungen auch bei Wieland. Es steht daher ausser allem Zweifel, dass der deutsche Dichter den französischen Auszug aus dem „Pentamerone“ als Vorlage für seine Arbeit benutzte. Fraglich könnte nur sein, ob er daneben auch noch gelegentlich einen Blick in den italienischen Grundtext tat. Recht wenig spricht für eine solche Annahme, viel dagegen.

Den Titel der neapolitanischen Märchensammlung zunächst schrieb Wieland wortgetreu¹⁾ aus der „Bibliothèque“ (Juni 1777, S. 207) ab, die sich gleichfalls nur auf die Ausgabe von 1674 berufen hatte. Auch der Doppeltitel der deutschen Dichtung wies auf den französischen Auszug zurück, wo die Geschichte „Pervonte, ou les Dons des Fées“ überschrieben war. Nur aus dem Französischen ferner lassen sich die gegen das Italienische mannigfach veränderten Namensformen der Hauptpersonen bei Wieland erklären. Aus Basiles „Peruonto“ hatte schon der französische Bearbeiter „Pervonte“ gemacht; genau so nannte Wieland den Helden seines Märchens. Dessen Partnerin in der drollig-wunderbaren Geschichte, die Königstochter, hiess im Italienischen Vastolla. Der Franzose hatte den Namen im Grunde unangetastet gelassen, aber in einer Kleinigkeit, die überdies für die französische Aussprache gleichgültig war, anders geschrieben: „Vastole“. Aus dieser Form bildete nun Wieland mit veränderter Betonung, so dass der Hauptton jetzt auf die erste Silbe fiel, „Vástola“. Peruontos Mutter, im Grundtext Ceccarella geheissen (wohl nach einer Figur aus der alten neapolitanischen Posse), blieb ebenso wie der schon im Italienischen unbenannte König im Französischen namenlos; demgemäss wusste auch Wieland die beiden nicht zu benennen und machte sich über diesen Mangel gleich zu Anfang seiner Dichtung im Übermut seiner Laune selbst lustig. Im italienischen Märchen wohnt Peruontos Mutter zu Casoria, einem kleinen, etwa zwei Stunden von Neapel entfernten Orte; der König residiert natürlich zu Neapel selbst. Der französische Bearbeiter machte die wackere Mutter des Tölpels in einem Häuschen auf dem Lande, nicht weit von der Stadt Salern, heimisch; den königlichen Palast verlegte er dem entsprechend nach Salern und machte aus dem Herrscher selbst einen „Prince de Salerne“,

¹⁾ Nur schrieb er „lo Cunto delli Cunti“, während die „Bibliothèque“ im Juni „de li cunte“ zitierte. Im September (S. 162) aber brachte sie dafür „delle Cunte“. Daraus konnte Wieland leicht seine Lesart gewinnen, wenn er, was nicht unwahrscheinlich wäre, das e in den Maskulinformen für einen blossen Druckfehler hielt.

dem er doch auch wieder oft genug den königlichen Titel gab, und von dessen Reich er an manchen Stellen sprach, wie wenn es sich um das Königreich Neapel handle. Gleich ihm berichtete Wieland nur von einem König von Salern, doch ohne sich auch jene unbestimmten Hinweise auf Neapel anzueignen, und dachte sich Pervonte in der nächsten Umgegend Salerns wohnhaft; der Name Casoria begegnet bei ihm so wenig wie bei dem Franzosen.

Ebenso wie die Namen ist die Charakteristik der Personen in Wielands Dichtung fast durchweg von der französischen Darstellung abhängig. Basile hatte, wie es sich für den Erzähler eines richtigen Volksmärchens gebührt, nur mit wenigen kräftigen Strichen seine Figuren gezeichnet. Beinahe ganz ohne charakterisierende Züge liess er Peruontos Mutter: sie war ihm nur „na magna femmena de Casoria“ und im Hinblick auf ihren tölpelhaften, faulen Sohn eine „scura mamma“, eine „sfortunata“. Der französische Bearbeiter wusste schon viel mehr von ihr zu berichten. Er machte sie zu einer braven Frau, die von ihrem kleinen Vermögen in einem Häuschen auf dem Lande lebt; sie ist keine grosse Dame, hat aber, was sie mit ihrem Sohn und einer Dienerin zum Leben braucht, und wäre bei ihren bescheidenen Ansprüchen glücklich und zufrieden, wenn ihr dieser Sohn nicht so schweren Kummer verursachte. Wieland fand mit Recht diese Schilderung etwas zu vornehm; er eignete sich aus ihr hauptsächlich den ersten Satz an „elle n'étoit point grande dame“ und malte demnach hübsch die kleinen Verhältnisse der „guten Frau“ aus,

„die manchen Winter schon
im Wittibstande sich und ihrem Sohn das Leben
mit Spinnen fristete — ein braves flinckes Weib,
das früh und spat sich Müh zu geben
gewohnt ist, keinen Zeitvertreib
als ihres Haspels Knarren kennet,
und sehr zufrieden ist, wenn auf dem kleinen Heerd
ein wenig dürres Reiss zur Mittagssuppe brennet,

wirthschaftlich dann den Rest zusammenkehrt
und in den Ofen trägt, der in der engen Hütte
dem scharfen Frost nur sparsam wehrt.“¹⁾

Die Dienerin, die der Franzose ganz unnötiger Weise dem kleinen Haushalt beigesellt hatte, verabschiedete Wieland mit gutem Grunde wieder. Sicherlich kam auch seine Auffassung der Vorstellung näher, die Basile sich von der wackern Frau zu Casoria gemacht hatte; aber diese Auffassung ergab sich für den deutschen Dichter ohne weiteres aus der Geschichte selber, aus der Arbeit etwa, zu der Pervonte von der Mutter in den Wald geschickt wird, aus den bescheidenen Wünschen, die er nachher beim Besuch des Volksfestes in Salern verfolgt: eine Bekanntschaft mit dem italienischen Text ist daraus in keiner Weise zu schliessen. Dass die Sorge um den blöden, zu nichts zu brauchenden Sohn die „einzige Plage“ der Mutter war, hob Wieland übrigens auch wieder im Einklang mit dem französischen Bearbeiter hervor.

Enger schloss er sich an ihn in der Schilderung dieses Sohnes selber an. Kurz genug hatte Basile ihn bezeichnet als „lo chiù scuro corpo, lo chiù granne sarchiopio, e lo chiù solenne sarchiapone, c'avesse crejato la natura . . . che no era buono pe no quaglio de cane“. Des weiteren malte der Italiener die Trägheit, Rohheit und Dummheit Peruontos nicht in ruhiger Schilderung aus, sondern zeigte sie vielmehr in der bewegten Handlung selbst. Auf eine genauere Beschreibung der Hässlichkeit seines Helden wollte er zwar nicht verzichten; sehr geschickt verschob er diese aber auf eine spätere Gelegenheit, wenn der König den missgestalteten Burschen zum ersten Mal erblickt und voll Entsetzen in ihm den Vater seiner Enkel erkennt. Da zählt uns der Dichter alles der Reihe nach auf, wodurch schon die blosse Erscheinung Peruontos Ekel erregen muss: „otra che aveva lo capo de velluto, l'uocchie de cefescola, lo naso de pappagallo, la vocca de cernia, era scauzo e vrenzoluso, che, senza leggere lo Fioravante, potive pigliarete na vista de li secrete.“ Auch der

¹⁾ Teutscher Merkur, November 1778, S. 103.

französische Bearbeiter hielt sich bei den abstossenden Gemüts- und Geistes eigenschaften des Märchenhelden nicht lange auf, desto mehr jedoch bei seiner äusseren Missgestalt; aber auch diese schilderte er schon am Anfang der Geschichte, gleich bei der ersten Erwähnung Pervontes. Wieland folgte ihm darin. Die Aufgabe selbst, um die es sich dabei handelte, war für ihn weder neu noch schwer; hatte er doch seit dem Gemälde der Donna Mergelina im „Don Sylvio“ (Buch II, Kapitel 2) schon manche Probe von seiner Kunst gegeben, körperliche Hässlichkeit drastisch zu beschreiben. So hielt er sich denn auch jetzt im einzelnen nicht allzu streng an das Bild, das sein nächster Vorgänger von dem widerlichen Äusseren des Burschen entworfen und selbst völlig frei gegenüber der Zeichnung des Italieners ausgeführt hatte. Um Augen, Lippen und Zähne kümmerte er sich weniger als der Franzose; auch die Ungleichheit der Schultern und Beine ersetzte er durch andere Unschönheiten derselben Körperteile. Immerhin blieb mehr als ein Zug von Hässlichkeit, den er unmittelbar der „Bibliothèque“ verdankte. Hier hatte es von Pervonte geheissen: „Il avoit le teint fort noir et les cheveux très-roux, un oeil petit et verd, l'autre plus grand et bleu; son nez étoit gros, ses levres étoient très-épaisses, et deux longues dents jaunes comme deux défenses de sanglier, sortoient de sa bouche, d'ailleurs mal garnie: il avoit une épaule plus haute que l'autre, et la jambe plus courte du côté opposé.“ Wieland stellt uns den „jungen Kerl“ vor, wie er sich im Kopf kratzt,

„im dicksten Kopf, den je der weite Sund
von einem Ochsenmaul in zwoo Halbkugeln trennte,
mit rothem Haar garniert, das borstenweise stund,
und um die schmale Stirne rund
wie angezündte Stoppeln brennte,
die Ohren ellenlang, die Nase kurz und dick
wie Hals und Leib, die Schultern breit, die Beine
wie Pfosten — kurz, der *Kruditäten* eine
des alten Mütterchens . . .“¹⁾

¹⁾ Teutscher Merkur, November 1778, S. 102 f.

Aber auch die Dummheit und die gegen alles gleichgültige Trägheit Pervontes, der wie ein Tier nur den Trieb nach Nahrung in sich fühlt, schilderte Wieland mit ausführlicheren Worten. Dabei klang namentlich ein Satz seines französischen Vorgängers in seiner Darstellung nach: „Ignorant en tout, bête jusqu'à ne rien comprendre: si c'est être bon garçon que de n'avoir aucune volonté à soi, et de ne former aucune espece de desirs, il avoit cette qualité.“ Nur umständlicher sprach Wieland ungefähr den gleichen Gedanken aus und verbrämte ihn überdies mit ironischen Einfällen und Anspielungen, auf die weder Basile noch der Verfasser des französischen Auszugs gekommen wären:

„Da war auch keine Spur von Neugier noch Verstand;
 nichts gieng in seinen Kopf, nichts gieng ihm von der
 Hand . . .
 . . . im Uebrigen ein gutes Vieh,
 den nie der Kitzel stach, nach wann, warum, und wie,
 bey irgend einem Ding zu fragen,
 und den, ist nur sein Wanst, womit es sey, gefüllt,
 nichts weiter in der Welt bekümmert;
 das wahre Seitenstück zum Bild
 des *Weisen beym Horaz*, dem's mächtig gleichviel gilt
 wozu die Götter wohl diess schöne Rund gezimmt,
 dem Sonne, Mond und Stern stets unbewundert schimmert,
 kurz, der fein warm und dicht in — Dummheit eingehüllt,
 nichts liebt noch hasst, nichts billigt und nichts schilt.“ ¹⁾

Noch freier verfuhr Wieland mit seiner Vorlage in der Charakteristik der fürstlichen Personen. Das Wesen des Königs hatte Basile überhaupt nirgends mit besondern Worten angedeutet, sondern liess es nur aus seinen Reden und Handlungen erkennen; ganz ebenso der Franzose. Wieland dagegen zeichnete mit manchem Wortaufwand den König als einen ausserordentlich schönen Mann, der jedoch allmählich zu altern beginnt. Von seinen Charaktereigenschaften erfahren wir zu-

¹⁾ Ebenda S. 104.

nächst auch im deutschen Gedichte nichts; nur hören wir, dass er sich eben nicht sehr beeilt, seine Tochter, die in ihrer Schönheit ihm täuschend ähnlich ist, zu vermählen. In Wielands Vorlagen stand kein Wort von dieser Ähnlichkeit; ja Basile erwähnt nicht einmal die Schönheit Vastollas ausdrücklich: sie versteht sich für ihn wohl von selber. Er erzählt uns nur, dass die Prinzessin „*pe naturelle malenconia*“ noch niemals gelacht hatte, bevor sie Peruonto erblickte. Diesen angeborenen Trübsinn verwandelte schon der französische Bearbeiter in masslosen Stolz, dem er nun auch verschiedene rühmlichere Eigenschaften entgegenzustellen sich verpflichtet fühlte. So schilderte er die Fürstentochter als „*belle, charmante, qui avoit de l'esprit et des talens, mais de la hauteur, de la fierté, et dédaignoit tous les amans qui se présentoient en foule pour lui faire la cour.*“ Wieland entwarf das nämliche Charakterbild von seiner Vastola; nur malte er sowohl die Schwärme ihrer Anbeter wie auch neben der Schönheit der Prinzessin, des „Abgotts von Salern“, die Koketterie der stets „Eiskalten“ und „Kieselharten“ gegen ihre Werber breiter aus, ihr „Zauberlächeln“, das die Freier „zum Nichtermüden frischt“, zugleich aber ihren Trotz und ihre Verachtung, womit sie die eben Ermutigten wieder von sich stösst und jeder Hoffnung beraubt. Dazu fügte er etwas später, bei der Erzählung nämlich, wie Vastola zum ersten Male den Pervonte sieht, noch einen weiteren Charakterzug, mürrische Launenhaftigkeit, die ihr den Gegenstand des allgemeinen Spasses nur zum Verdruss und Ekel gereichen lässt.

Nicht so bedeutsam wie die Charakteristik der wichtigeren Personen bildete Wieland die überlieferte Handlung des Märchens um, auch hierin seinem französischen Vorgänger ähnlich. Nur breiter machte zuerst dieser und dann noch einmal der deutsche Dichter alles, Einzelheiten schoben sie beide ein, auch die Anordnung der Teile der Geschichte, die Reihenfolge der erzählten Vorgänge änderten sie hie und da ein wenig.

Basile hatte seinem Märchen einige kurze moralische Bemerkungen vorausgeschickt, wonach es zeigen sollte, wie keine

gute Tat in der Welt unbelohnt bleibt. In der „Bibliothèque“ war diese Erörterung gestrichen worden; der Bearbeiter begann hier sofort mit dem „Il y avoit une fois“. Wieland, der gerade den kürzeren epischen Gedichten aus dem ersten Weimarer Jahrzehnt eine philosophierende oder moralisierende Betrachtung vorzusetzen liebte, deutete in dreissig einleitenden Versen so ziemlich auf dasselbe „Nil admirari“ des Horaz, auf das er einige Seiten später bei der Charakterzeichnung Pervontes wieder anspielte,¹⁾ um den Gedanken des alten Lehrmeisters in der Lebenskunst ganz ähnlich fortzuspinnen wie dort: Wie der Weise, zufrieden mit den Gaben des Geschicks, in seiner Weisheit nichts wünscht, so wünscht auch der Dümme nichts, aus Dummheit; so gleicht sich in der Welt alles gegenseitig aus, und darum mögen Weise und Narren in brüderlicher Liebe nebeneinander als Kinder Einer Mutter friedlich leben. Mit unbedingt zwingender Gewalt ergibt sich diese Lehre nicht aus dem folgenden Märchen; es wäre darum doppelt befremdlich, dass Wieland sie, ohne auch nur mit einer Silbe der Moral Basiles zu gedenken, an deren Stelle gesetzt hätte, wenn er eben diese Moral in dem neapolitanischen Druck gelesen haben sollte.

Die eigentliche Geschichte beginnt im Italienischen wie im Französischen mit der Schilderung Peruontos und seiner Mutter; Wieland schiebt die Charakteristik des Königs und seiner Tochter voraus und springt dann ziemlich unvermittelt zu der Beschreibung des bäuerlichen Paares über. An sich bedeutete diese Umstellung keinen Vorzug des deutschen Dichters; bei der Umständlichkeit aber, womit er seine Figuren auszumalen pflegte, konnte er sich nicht wohl anders helfen. Er vermied es so, seine Erzählung gerade da, wo die Handlung ohne grossen Schaden unmöglich stillstehen durfte, durch die Schilderung des Fürsten und der Prinzessin ungebührlich lang zu unterbrechen. Für seine sehr viel kürzer charakterisierenden Vorgänger bestand diese Gefahr überhaupt nicht.

¹⁾ Vgl. oben S. 138.

Eine unwesentlichere Verschiebung in den ersten Vorgängen der Geschichte selbst hatte schon der französische Bearbeiter vorgenommen, dem Wieland hier getreulich folgte. Wie Basile erzählte er den Auftrag der Mutter an ihren müssigen Sohn, aus dem Walde Holz für die Küche zu holen, und dessen Vollzug durch Pervonte. Das im Italienischen anschaulich und breit dargestellte langsame Einhertrödeln des faulen Schlingels beachtete er zunächst nicht, liess ihn nach zwei Worten im Wald angekommen sein, sein Reisigbündel zusammenlesen und nun erst „en niaisant et en dandinant“ sich auf den Heimweg machen. Wieland fühlte hier, wie sonst öfters, die Lust und die Pflicht, den Vorgang in seine einzelnen Teile zu zergliedern, so dass wir Schritt vor Schritt die Handlung sich entwickeln sehen, gleich als ob er die Abschnitte des „Laokoon“, welche dieses Verfahren bei Homer rühmen, neuerdings gelesen hätte, vielleicht aber auch nur in unbewusster Ausübung der einst den Fabeln La Fontaines und ähnlichen Mustern abgelesenen Technik. So hatte er schon vorher Pervontes Mutter sagen lassen: „Nimm deinen Hut, lauff in den Wald!“ Nun erzählte er Zug für Zug, wie der Bursche sich aufrafft, in den Wald „schlendert“, hier zuerst stehen bleibt und nach den Bäumen herumgafft, dann ans Werk geht, in die Hände spuckt, unter den Bäumen herumkriecht und sein Bündel dörres Holz sammelt, sich vergebens nach Hause getragen wünscht und endlich sich das Bündel auflädt und den Heimweg antritt. Wenn sich Wieland bei dieser epischen Ausführlichkeit seines Vortrags auch in gewissem Sinne der Darstellung des italienischen Textes näherte, so bedurfte er dazu doch keineswegs einer unmittelbaren Kenntniss dieses Textes. Gegen eine solche Annahme scheint es vielmehr zu sprechen, dass er gleich dem französischen Bearbeiter Pervonte erst nach getaner Arbeit die Feen erblicken liess, wie er aus dem Wald wieder auf das freie Feld austritt. Bei Basile begegnet er den drei mit Wunderkraft begabten Wesen bereits auf dem Wege zum Wald. Hier sind es aber Jünglinge, Söhne einer Fee, die da mitten in der heissesten Sonne schlafen. Nur die der neapolitanischen

Mundart eigene Bildung des männlichen Plurals auf e („tre guagnune“, „ste poverielle“, „chille giovane“ und in einigen Ausgaben auch „figlie de na fata“ u. s. w.) führte den französischen Bearbeiter irre, so dass er die Schlafenden für Mädchen nahm. Wieland schloss sich um so unbedenklicher an ihn an, als ihm Feen zweifellos geläufiger waren als zauberkräftige Söhne von Feen.

Auch die Art, wie Pervonte die der Sonnenglut ausgesetzten Frauen, deren Schönheit ihn rührt, durch ein Laubdach schützt und endlich erweckt, nahm er in der Hauptsache aus dem Französischen, das hier durch manche kleine Züge die italienische Vorlage erweitert hatte. Schon in der „Bibliothèque“ breitet der mitleidige Bursche über die drei Laubdächer, die er hier errichtet, seine Schürze, seinen Rock und sein Schnupftuch. Bei Wieland nimmt er zum selben Zwecke sein Wamms und Halstuch. Dann lacht er herzlich über seinen guten Einfall und „yahrt aus vollem Rachen

so laut als eine Eselin,

bis unsre Nymfen dran erwachen.“

Sein Gelächter, hatte es im Französischen geheissen, „étoit éclatant, et ressembloit beaucoup au braiement d'un âne“. Im Italienischen fehlte das Lachen überhaupt und somit auch der drastische Vergleich. Die drei Jünglinge erwachen hier von selbst, sehen, wie gefällig sich ihnen der Bauernbursche erwiesen hat, und sagen ihm ohne weitere Zwischenreden sogleich, dass ihm alles zuteil werden solle, was er wünsche. Im Französischen fragen ihn die Feen zuerst, ob sie ihm für die lebenswürdige Aufmerksamkeit verpflichtet seien, und Pervonte antwortet auf diese Frage wie hernach auf die Mitteilung der Dankbaren, dass sie ihm ein Geschenk machen wollen, mit Reden, die trotz der Unbeholfenheit und Plumpheit des Ausdrucks zu viel Zartgefühl verraten, auch zu verständig und besonders zu wortreich sind, als dass wir sie dem Tölpel zutrauen sollten. Viel richtiger schweigt er bei Wieland mit gesenktem Blick und schmunzelt bloss und dreht den Hut. In den Reden der Feen klingt übrigens auch hier mehrfach

das Französische nach. Ebenso in den Versen, in denen beim Verschwinden der drei Wunderfrauen Pervonte, der von allem nichts begriffen hat, sein Befremden ausspricht, dass sie ihn trotz aller guten Worte nicht mit klingender Münze belohnt hätten; auch davon steht bei Basile nichts.

Wieder genau nach dem Französischen auch in jenen die Handlung Schritt vor Schritt uns vorführenden Einzelzügen, über die der italienische Verfasser achtlos hinweggegangen war, erzählt Wieland den Ausruf des heimkehrenden Pervonte, dass das Reisigbündel, das er tragen soll, lieber ihm tragen möchte, die augenblickliche Erfüllung dieses Wunsches und den Ritt des bald von einer johlenden Menge begleiteten Burschen auf dem Bündel am königlichen Schlosse zu Salern vorbei. Vor dem Schlosse macht das Bündel, wie Basile in gedrungenster Kürze sagt, Volten und Kurbetten zum Erstaunen („fece rote e crovette da stordire“). Der französische Bearbeiter hatte es schon auf dem Wege zum Schloss die verschiedenartigsten Sprünge machen lassen („le fagot . . . se met à gambader, à pirouetter, et à caracoller“), die Wieland gar nicht alle nachbilden konnte. Vor den Fenstern des Fürsten aber machen in der „Bibliothèque“ Pervonte und das Bündel gleichfalls absichtlich Halt und zeigen alle ihre Künste: „le cavalier et le fagot même jugerent à propos de s'arrêter quelque temps dans cet endroit, et d'y faire tous leurs exercices.“ Diese Übertreibung, die überdies für den gedankenlosen, auch jetzt den Zusammenhang der Dinge noch nicht begreifenden Pervonte in keiner Weise passte, liess Wieland mit Fug und Recht beiseite. Ebensowenig eignete er sich die ungeschickte Zutat des Franzosen an, dass vom Schloss aus die Prinzessin in Gesellschaft ihres Vaters dem lächerlichen Schauspiele zusah. Nur ihre Damen befinden sich bei ihr, im Deutschen wie im Italienischen, das aber durch diese Übereinstimmung wieder nicht als notwendige Vorlage Wielands zu erweisen ist: sein eigner künstlerischer Sinn konnte ihm schon sagen, dass der König vor dem Volksfest Pervonte nicht zu Gesicht bekommen darf.

Bei Basile lacht die trübsinnige Fürstentochter beim Anblick des seltsam springenden Bündels mit seinem Reiter zum ersten Mal in ihrem Leben laut auf, und der Bursche, ärgerlich über diese Verhöhnung, ruft ihr alsbald zu: „O Vastolla, va, che puozze diventare prena de sto fusto!“ Der französische Bearbeiter führt die Szene weiter aus: die Königstochter lacht zuerst tüchtig, dann ruft sie laut, dass Pervonte es hören muss: „Assurément le cheval n'est pas beau; mais le cavalier est encore plus vilain, plus mausade, et plus ridicule.“ Nun erst, durch diese Worte gereizt, schreit der Bursche ihr seinen groben Wunsch zurück, auch wieder umständlicher und im einzelnen genauer bestimmt als im Italienischen: „Ah, ah, Mameselle la Princesse, vous ne me trouvez donc pas à votre gré? Eh bien, je souhaite que vous soyez grosse de moi de deux enfans, afin de voir, après cela, comment vous me trouverez.“ Wieland hält sich durchaus, manchmal fast wörtlich, an den Franzosen, erweitert und verstärkt ihn aber überall und strebt nach genauerer Begründung des Einzelnen. Die Prinzessin ist gerade schlechter Laune und lacht deshalb überhaupt nicht über Pervonte, der ja so, wie ihn Wieland zeichnet, ein herzhaftes Lachen nicht leicht übel nehmen würde; sondern

Sie rümpft die Nase, wirft sich in die Brust,
und ruft: „Seht doch den Bärenhäuter,
„den Vogelschreck! — Sein Pferd ist freylich schlecht,
„und doch ists noch zu schön für einen solchen Knecht!
„Das missgeschafne Thier!“

Pervontens lange Ohren,
wiewohl sein Witz so dick war als sein Fell,
verlohren
kein Wort von diesem Lobe — „So? Mamsell
Princessin, ruft er, bin ich nicht nach ihrem Schnabel?
Gut! Wär' ich auch der grosse Bel zu Babel,
so wünsch ich, dass sie auf der Stell
mit Zwillingen, versteht sie, schwanger gienge,
und das von mir!

Dann wollten wir doch sehn, eh sie von Thür zu Thür
mit ihren Krabben betteln gienge,
ob sie dem missgeschafnen Thier
mit Freuden nicht sich an den Gürtel hienge!“¹⁾

Nach diesem Zornesausbruch reitet er stracks nach Hause. Über seine Ankunft daselbst berichtet Basile nur, dass die Mutter vor den nachfolgenden Gassenjungen schleunigst die Türe zusperrt. Ob sie auch ihren Sohn über seinen seltsamen Ritt befragt, wird uns nicht verraten; das Märchen kehrt sofort zum Schicksal der Prinzessin zurück. Erst der französische Bearbeiter, und in engem Anschluss an ihn Wieland, erzählt von den Fragen der erstaunten Mutter, von Pervontes verworrenen Antworten, aus denen niemand klug wird, und von seinem ferneren müssigen Leben, während man das ganze Abenteuer allmählich vergisst: ohne Zweck und Plan, lebt der träge Tölpel auch ohne Wunsch weiter, so dass er Jahre lang nicht dazu kommt, die — unbewusst ihm eigene — Feengabe zu erproben.

Etwas rascher ging die „Bibliothèque“ über die im Italienischen mit naiver Derbheit geschilderte wunderbare Schwangerschaft und schliessliche Niederkunft der Prinzessin hinweg: nur betonte sie, dass Vastole beständig ihre Unschuld versichert und in diesem Gefühle gerade jetzt doppelt spröde gegen alle Bewerber ist. Wieland folgte seinem französischen Vorgänger hier in allem und jedem; doch malte er selbständig in grösster Breite das Gerede am Hofe und in der Stadt über den unerklärlichen Vorgang aus. Den Zorn des Königs, der „vor Gift und Galle gelber als eine Quitte wird“, deutete er dagegen ebenso wie der Franzose nur mit wenigen Worten an, während sich bei Basile der Wütende in langen Reden voll der spitzfindigsten Wortspiele ergeht, den Tod seiner Tochter schon vor ihrer Entbindung und ebenso unmittelbar darnach verlangt und sich nur durch die gleichfalls wort- und wortspielreichen Vorstellungen seiner Räte bestimmen lässt zu

¹⁾ Teutscher Merkur, November 1778, S. 109 f.

warten, bis er mit der Verführten auch ihren jetzt noch unentdeckten Verführer bestrafen kann. So wachsen die Kinder der Prinzessin inzwischen unbehelligt heran. Basile bezeichnete sie ausdrücklich als „*dui mascolune, comme a dui pomme d'oro*“; der Franzose machte daraus „*deux petites filles*“, und so erzählte auch Wieland von zwei „holden Töchterchen“, über deren — im Französischen als selbstverständlich nicht besonders erwähnte — Schönheit er ein paar allgemeine Worte beifügte.

Auf das erneute Drängen des Königs nach sieben Jahren schlägt im Italienischen ein Ratgeber vor, ein grosses Festmahl zu veranstalten, zu dem „*ogne tetolato e gentelommo de sta cetate*“ oder, wie es hernach heisst, „*tutte le perzune de ciappa e de cunto*“ zu erscheinen haben; aber die herbeigeholten Zwillinge verraten zu keinem der Anwesenden die geringste Zuneigung. Aus dem einfachen Ratgeber machte der französische Bearbeiter „*un sage Ministre du Roi*“, Wieland, der nur bis zum sechsten Jahre der beiden Kinder wartete, einen Seneschall, den er ironisch als „Mann von grossem Kopf“ bezeichnete. Die ausführliche direkte Rede des Ratgebers bei Basile hatte der Franzose in einen kurzen Satz zusammengedrängt und sich dazu der Form der *oratio obliqua* bedient. Wieland griff wieder auf die direkte Rede zurück, legte aber seinem Seneschall Worte in den Mund, die nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Italienischen aufweisen. Die Gesamtheit des Adels, die der Franzose ungefähr ebenso wie Basile ausgedrückt hatte („*toute la Noblesse*“, „*tous les grands Seigneurs du Royaume, jeunes et vieux*“), umschrieb er eigenartig: „vom Hühnerstopfer an bis zu den¹⁾ Herrn mit Stäben, was königlich sich schreibt“. Erst die späteren Ausgaben seiner Dichtung (seit 1785) brachten dafür: „Vom kleinsten Junker an bis zu den Herrn mit Stäben, Was *Almen* hat“.

Nun lässt bei Basile der König auf den Vorschlag seiner Räte sogleich ein zweites Gastmahl, an einer langen langen Tafel, für die niedrigen Leute und alles Gesindel der Stadt

¹⁾ Im „Merkur“ (Dezember 1778, S. 196) steht verdruckt: dem.

geben (das im Italienischen weitläufig aufgezählt wird), um hier vielleicht den Vater der Zwillinge zu entdecken, „perchè la femmena s'attacca sempre a lo peo“. Zu diesem Gastmahl begibt sich auf Zureden seiner Mutter auch Peruonto, und kaum erscheint er, so laufen die beiden Kinder auf ihn zu und überhäufen ihn mit Liebkosungen. Der französische Bearbeiter setzte an die Stelle eines regelrechten Gastmahls „une cocagne“ für das Volk von Salern und schilderte nach Berichten solcher, die Süditalien bereist hatten, einzelne Einrichtungen eines derartigen Volksfestes, besonders die „Pyramide“, die man dabei dem Pöbel zur Plünderung überlässt, einen auf offenem Platze hoch aufgerichteten, mit allerlei Esswaren umsteckten Mastbaum. Wieland folgte wieder dem Franzosen, schob aber vor der — genau nach seiner Vorlage, nur etwas breiter geschilderten — „Cocagne“, deren Namen er sogar beibehielt, noch einen zweiten, erfolglosen Versuch, einen Ball für die Bürger von Salern, selbständig ein und leitete sowohl zu diesem zweiten wie dann zu dem dritten Versuche durch lebhaftes Reden zwischen dem König und seinem Seneschall hinüber.

Zu dem Volksfest treibt in der „Bibliothèque“ die Mutter den Pervonte: „Vas-y . . . tu m'en rapporteras du moins un cervelas“. Fast die nämlichen Worte spricht sie bei Wieland:

„ . . . geh, du auch; du wirst doch eine Wurst
zum wenigsten von diesem Spass erhaschen;
lauf was du kannst!“

Die letzte Ermahnung, die den bei der Trägheit Pervontes nicht recht wahrscheinlichen Erfolg hat, dass der „Rothkopf keuchend angelaufen“ kommt, stammt aus der kurzen, auch wohl nicht so buchstäblich zu nehmenden Bemerkung des französischen Bearbeiters „et le benèt y court“. Wie im Italienischen und Französischen, eilen auch bei Wieland die Kinder „mit offenen Armen“ („les bras ouverts“) auf Pervonte zu. Das in der „Bibliothèque“ nur ganz allgemein angedeutete Erstaunen des Hofes und den Zorn des Fürsten drückte aber Wieland sehr glücklich mit humoristischer Wirkung durch ein kurzes

Gespräch zwischen dem über den Erfolg seines Vorschlags erfreuten Seneschall und dem wütenden König aus. Damit näherte er sich wieder der Darstellungsweise Basiles, der hier gleichfalls zur direkten Rede gegriffen hatte. Auch aus der im Italienischen hier erst eingefügten Schilderung der äusserlichen Hässlichkeit des Burschen, die Wieland gleich dem Franzosen ja schon viel früher gebracht hatte, scheint doch noch ein Zug hier in das deutsche Gedicht herüberzuwirken und zwar ohne Vermittlung der französischen Nacherzählung. Barfuss und zerlumpt („scauzo e vrenzoluso“) kommt Basiles Peruonto zu dem Gastmahl; und Wieland beschreibt ihn

„. . . . so schmutzig als er da
in seiner Jacke steht, mit ungekämmten Haar
und ohne Schuh“.

Doch beschränkt sich auch hier die Ähnlichkeit auf einen einzigen, nebensächlichen Zug, auf den der deutsche Dichter sehr leicht von selbst ohne jede fremde Anregung kommen konnte. Die Worte aber, die er dem König in den Mund legte, unterscheiden sich so sehr von den italienischen, dass man auch hier kaum auf eine unmittelbare Benutzung des neapolitanischen Textes wird schliessen dürfen.

Ein weiterer, gleichfalls selbständig ausmalender Zug Wielands ist es, dass der erzürnte Fürst, sobald die arme, sich keiner Schuld bewusste Vastola anfangen will, sich zu verteidigen, „ihr Arm und Bein zu brechen“ droht. Die Strafe, zu der er die Prinzessin samt dem Burschen und den beiden Kindern verurteilt, dass sie zusammen in ein Fass gesteckt und ins Meer geworfen werden sollen, und der sofortige Vollzug dieser Strafe wird im Italienischen, Französischen und Deutschen ziemlich gleichmässig dargestellt. Nur fallen bei Basile die Räte, bei dem Franzosen und bei Wieland, der sich auch hier wieder der direkten Rede bedient, der König selbst in seiner Leidenschaft den Spruch, und bei ihnen steht auch schon das Fass bereit von dem Volksfest her, wo man es, mit Wein gefüllt — Wieland nimmt an, mit „ziemlich saurem Wein“ —

dem Pöbel preisgeben wollte. Dagegen fiel schon in der „Bibliothèque“ die Bemerkung Basiles weg, dass einige jammernde Hofdamen der Prinzessin in das Fass noch ein kleines Fässlein voll Rosinen und getrockneten Feigen werfen, damit ihre unglückliche Herrin wenigstens für eine kurze Zeit zu leben habe. Der Satz fehlte demgemäss auch bei Wieland.

Im Zusammenhange damit entwickelte sich denn auch die nächste Szene formal verschieden im neapolitanischen Märchen und in seinen beiden Bearbeitungen. In jenem fragt die verzweiflungsvoll weinende Vastolla, die vorläufig an kein Wunder denkt, nach dem eben Erlebten aber an der Vaterschaft Peruontos nicht mehr zweifelt, diesen in der naiv-unanständigsten Weise, wie er es angestellt habe, sie in diese entsetzliche Lage zu bringen. Der Tölpel antwortet auf diese wie auf jede folgende Frage und Bitte regelmässig: „Si vuoie che te lo dico, tu damme passe e fico“, und als seine Esslust befriedigt ist, erzählt er die ganze Geschichte. Der französische Bearbeiter des achtzehnten Jahrhunderts konnte die urwüchsigen Derbheiten des Italienischen seinen Lesern unmöglich zumuten. So hielt er die Frage nach dem Wie, auf die sein Pervonte keine Antwort weiss, ganz allgemein, doch so, dass sie zugleich den vollen Unglauben zeigte, mit dem die Königstochter die Lösung des langjährigen Rätsels aufnimmt, und liess unmittelbar darauf die Versicherung der Prinzessin folgen, dass sie den mit ihr verurteilten Burschen überhaupt noch nie gesehen habe, wofern er nicht etwa jener Geselle sei, der vor etwa acht Jahren auf dem Reisigbündel am königlichen Schlosse vorbeiritt. „Eh! mais vraiment c'étoit moi-même“, erwidert da Pervonte, „à telles enseignes que vous me trouvates vilain, et que, piqué de cela, je souhaitai que vous fussiez grosse de moi de deux enfans tout d'un coup. Oh Dame! Tout ce que je souhaitois dans ce temps-là, arrivoit sans faute; parce que j'avois rendu service à trois Fées qui m'avoient dit que je n'avois qu'à desirer.“ Das in seiner regelmässigen Wiederkehr für das echte Volksmärchen so bezeichnende gereimte Sprüchlein mit dem Verlangen nach Rosinen und Feigen konnte bei

einer derartigen lebhafteren Gestaltung des Gesprächs keine Stelle mehr finden; darum strich der Bearbeiter das ganze Motiv.

Wieland folgte hier durchweg in freier Weise der „Bibliothèque“. Hatte diese das Entsetzen und die Verzweiflung der Prinzessin eben auch nur genannt, so malte er die fürchterliche Lage der mit Pervonte zusammengesperrten, dem Tode preisgegebenen Fürstentochter mit kräftigen Strichen genauer aus und legte dabei den Nachdruck besonders auf das Widerliche und Schmachvolle der Situation für die spröde, stolze Vastola. So zeugen denn auch ihre Reden von einem Ekel und einer Verachtung ihres Schicksalsgenossen, die im Französischen nicht wahrzunehmen sind. Mit Abscheu und unbedingtem Unglauben weist sie den Gedanken an seine Vaterschaft zurück. Breiter und derber als in der ganz abgeblassten Darstellung der „Bibliothèque“, zugleich jedoch noch lebendiger und natürlicher in Rede und Gegenrede gegliedert, entwickelt sich hier ihr Gespräch mit dem plumpen Burschen. Auf ihren Ausruf „Ich, die dich nie in meinem Leben sah!“ unterbricht sie dieser:

„Was das betrifft Frau Donna Vastola,
da möchtet ihr die Wahrheit ziemlich sparen.“

Und nun entspinnt sich zwanglos mit dramatischer Munterkeit der Dialog:

*Ach! nun besinn ich michs — an deinen rothen Haaren
und an dem weitgespaltnen Maul —
Bist du vielleicht der Schuft, der auf dem Steckengaul
bey unserm Schloss vor sieben Jahren
vorbeygeritten kam?*

„Ey freylich, bin ich der!

Ich weiss es noch als wärs von gestern her;
besinne mich gar wohl, wie ihr das Näschen rümpftet,
und wie ein Sperling auf mich schimpftet,
und hiesst mich Vogelschreck und Zeidelbär,
und was vors Maul euch kam — Es kroch mir übern Magen,
das läugn' ich nicht; und, mit Respect zu sagen,
da wünscht' ich euch, ihr möchtet straks von mir

mit Zwillingen ein wenig schwanger gehen:
Ihr solltet, dacht ich, Spass verstehen;
Wie ihr Ernst draus gemacht und zu den Püppchen hier
gekommen seyd, da möcht ihr selber sehen.
Ich, wie ihr wisst, weiss weder Gicks noch Gacks
davon. Das weiss ich nur: ich hatt' es von den Feen
dass damals, was ich wünschte, stracks
geschehen musste.“

Wie? das hattest du von Feen?

„Nicht anders! Meine Reuterey
auf einem Bündel Reis bey euerm Schloss vorbey
kam bloss daher.“¹⁾

Daran schliesst sich dann im Deutschen wie im Französischen ganz von selbst, und zwar mit beinahe wörtlicher Übereinstimmung, die Frage, ob Pervonte diese Feengabe noch immer habe, und seine Antwort, dass er dies nicht wisse, da er bei seiner Mutter immer genug zu essen, also nichts zu wünschen gehabt habe. Im Italienischen fehlt auch diese Erwägung; Vastolla hat hier kaum vernommen, wie vor acht Jahren alles vor sich ging, so bittet sie den noch eben Geschmähten mit den freundlichsten Worten — sie nennt ihn „Frate mio“ und „Bello giovane mio“ —, dass er das Fass in ein schönes Schiff und, als es Abend wird, das Schiff in ein herrliches Schloss, endlich sich selbst in einen schönen, feinen jungen Mann verwandelt wünsche. Und Peruonto verlangt jedes Mal seine Handvoll Feigen und Rosinen; dann spricht er den Wunsch aus, der sich alsbald erfüllt. Die überraschende Vollkommenheit dieser Erfüllung, das geschäftige Treiben auf dem Schiffe, die prächtige Einrichtung des Palastes, die nunmehrige Schönheit Peruontos, schildert Basile mit wenigen, aber bezeichnenden und durchaus genügenden Strichen.

Der französische Bearbeiter wandte schon beträchtlich mehr Worte auf, obgleich bei ihm Pervonte ohne jede Gegen-

¹⁾ Teutscher Merkur, Januar 1779, S. 5 f.

forderung sogleich den Bitten der Prinzessin Gehör schenkt. Zuerst wünscht er hier nur Lebensrettung überhaupt, worauf das Fass flott und sicher auf den Wogen dahinschwimmt, dann erst ein schönes, mit allem Nötigen bequem ausgestattetes Schiff, hernach in einem anmutigen, aber unbewohnten Tal am Ufer ein prächtiges Schloss mit Park, Obstgarten, Weideplätzen, allerlei Tieren, dazu Diener, Dienerinnen und sonstiges Gefolge. Die beiden letztern Wünsche spricht ihm die Prinzessin Wort für Wort vor. Im Schlosse setzen sich die Geretteten zu Tisch, begeben sich dann, müde von den Aufregungen des Tages, bald zur Ruhe, und erst beim nächsten Mittagsmahl wünscht sich Pervonte der Prinzessin zuliebe persönliche Schönheit.

Obleich fast doppelt so umfangreich wie das Italienische, verhält sich doch die Erzählung in der „Bibliothèque“ zu Wielands Darstellung dieser nämlichen Vorgänge wie eine knapp andeutende Skizze zur breitesten Ausführung. „Mon cher Pervonte“, hatte auch im Französischen die Prinzessin sogleich begonnen, als sie von der Feengabe hört, die ihr sonst nur Abscheu erweckender Gefährte besitzt. Wieland lässt sie zuerst noch grob auf seine Dummheit schimpfen, die ihn die ganzen Jahre her nie zu einem Wunsch hat kommen lassen; dann sucht sie ihn — nicht ohne Ironie — zum Wünschen zu bewegen. Und nun weigert sich der durch ihre Schmähungen gekränkte Pervonte und gibt ihren Bitten erst nach, als sie ihm „einen derben Schmatz“ gewährt, dessen Widerlichkeit für die stolze Vastola Wieland nachdrücklich hervorhebt. Also auch hier lässt sich der Tölpel seine Bereitwilligkeit zu wünschen durch eine Gegengabe abkaufen wie bei Basile, im Gegensatz zur französischen Fassung. Doch scheint auch dieses Motiv nicht aus dem italienischen Texte zu stammen: der Verfasser der „Komischen Erzählungen“ und der folgenden, geistig verwandten Dichtungen brauchte keinen fremden Lehrmeister, um zu schildern, wie eine spröde Schöne sich in der Not gegen den, der sie retten kann, nachgiebig erweist.

Die beiden ersten Wünsche der französischen Bearbeitung

drängte Wieland in einen zusammen: sein Pervonte muss sich sogleich „die schönste kleine Barke“ wünschen, wohl versehen mit allem Nötigen und bemannt mit rüstigen Matrosen. Auch hier kehrte der deutsche Dichter doch wohl unbewusst zu der Fassung des italienischen Originals zurück. Sie ergab sich ihm ganz natürlich von selber: wenn die Prinzessin die Erhöhung ihrer Bitte so teuer, durch einen Kuss, bei dem widerlichen Gesellen erkaufen muss, kann sie sich auch nicht mit der Kleinigkeit begnügen, zu wünschen, dass sie in dem Fasse nicht ertrinken möchten, sondern darf sogleich mehr, ein schönes Schiff, begehren. In der Ausmalung des „Feenwerks“, das auf den kaum ausgesprochenen Wunsch erscheint, verfuhr Wieland ganz selbständig, mit behaglichster Breite und mit Aufwand aller möglichen Anspielungen auf geschichtliche Vorgänge und philosophische Lehrsätze. Wenn die Matrosen bei ihm „belebten Bildern gleich“ unermüdlich ihre Arbeit „nach dem Takt in tiefster Stille“ tun, so ist dies das gerade Gegenteil von der lärmenden Geschäftigkeit der Schiffsleute bei Basile, die freilich auch dem süditalienischen Volkscharakter besser entsprach: hätte Wieland den neapolitanischen Text gekannt, so hätte er wohl auch das Leben auf der Barke mehr im Einklange mit ihm geschildert. Sicherlich unabhängig von Basile, bei dem auch nach der Verwandlung des Fasses in ein Schiff und in einen Palast die getrockneten Feigen und Rosinen ihre Rolle weiter spielten, obgleich sie doch nur in dem sonst an Vorräten leeren Fass eine Bedeutung hatten, kam Wieland auf den Einfall, dass Pervonte sich hauptsächlich an die „Mundprovisionen“ hält, die natürlich in dem wohl ausgerüsteten Schiffe nicht fehlen und ihm, der ja in der deutschen Erzählung bisher nichts zu essen bekommen hat, erwünschter als alles andre sind. Die Frage, wie verschieden das Wunder auf ihn und auf Vastola wirken solle, musste den Dichter naturgemäss auf diesen Charakterzug seines plumpen Helden bringen.

Auch im folgenden führte Wieland den Gegensatz zwischen dem, was Pervonte und die Prinzessin empfinden und wünschen,

wirksam fort. Im wörtlichen Anschluss an den französischen Text schilderte er zunächst, wie die Barke ein Vorgebirge „dubliert“ („elle doubla ensuite heureusement un petit cap“) und „vor Abend noch am schönsten Ufer“ anlangt. Noch bevor aber Vastola hier ihren neuen Wunsch formulieren kann, fällt ihr Pervonte, dem der Sinn nur nach Essen steht, mit dem drolligen Ausdruck seiner Begierde ins Wort. Ärgerlich unterbricht sie ihn und spricht ihm ihr Verlangen nach dem „schönsten Schloss“, dessen Einrichtung und Umgebung sie nach allen Einzelheiten beschreibt, so langatmig vor, dass Pervonte in der That mit einem gewissen Recht ihr Einhalt gebietet:

„He! ists noch nicht vorbey?

die Feen können's ja nicht all im Kopf behalten:

Ihr wollt auch gar zuviel auf einmal!“

Unmittelbar an die Erfüllung dieses Wunsches schliesst sich auch bei Wieland das Abendessen in dem durch seine Herrlichkeit immer neues Staunen erregenden Schlosse an. Aber statt, wie im Französischen, müde die Ruhe zu suchen, bringt im deutschen Gedichte Pervonte schon beim Nachtschisch durch seine plumpe Zärtlichkeit Vastola zur Einsicht, dass ihr, wie die Dinge einmal liegen, nur die Vermählung mit ihm übrig bleibt, und so bestimmt sie ihn auch sogleich dazu, sich Schönheit zu wünschen. Bei Basile hatte das Eine Wort „Narciso“ die Schönheit des Verwandelten ausgedrückt. Schon im Französischen aber hatte es geheissen, die Erfüllung dieses letzten Begehrens habe Pervontes eigne Wünsche übertroffen, sich aber vollkommen im Einklang mit denen der Prinzessin gehalten. So veränderte denn Wieland schon das Wort Pervontes „Je veux bien être beau“ in den Ausruf: „Lasst, vom Ballen zum Schopf, mich seyn wie ihr mich haben möcht!“ Zugleich entwickelte er sorgfältig die Gedanken Vastolas, die den hässlichen Burschen zwar zu einem Adonis umgeschaffen, aber mit der Muskelkraft eines Milon von Kroton ausgestattet sehen möchte, und schilderte mit lebendigen Zügen, wie sie alsbald errötend sich in ihren geheimsten Wünschen von den

Feen ertappt und Pervonte in „ein Ideal, vollkommen in der Mitten vom Herkules und vom Antinous“ verwandelt erblickt.

Mit der Schönheit des Jünglings sind bei Basile alle Wünsche der Königstochter befriedigt: vor Freude ausser sich schliesst sie den Verwandelten in ihre Arme. Auch der französische Bearbeiter berichtete, wie verliebt sich nunmehr die Prinzessin gegen den erweist, den sie vorher als verächtliches Scheusal behandelt hat. Ausdrücklich fügte er aber noch hinzu: „Elle ne se pressa pas de lui faire desirer de l'esprit“. Wohl aber beeilt sie sich, von einem durch Feenkunst in das Schloss geführten Priester sich mit Pervonte rechtmässig trauen zu lassen. Erst nach einigen Tagen weist sie ihren Gatten an, sich auch Verstand zu wünschen, aber genau so viel davon, als er brauche, um glücklich zu werden und seine Frau glücklich zu machen. Und kaum ist auch dieser Wunsch erfüllt, so erklärt ihr Pervonte, dass sie nun zufrieden sein und die Feen künftig nicht mehr beunruhigen wollen. Und so leben sie, mit sich selbst und der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt, glücklich und wunschlos in ihrem Schlosse weiter.

Auch Wieland machte sich den Zusatz der „Bibliothèque“ wohl zu Nutze. Nur die kirchliche Trauung, die zu dem ganzen Charakter des Märchens wenig passte und nur wie eine äusserliche Formalität erschien, liess er mit Recht beiseite. Ausführlich schilderte er die Verliebtheit der Prinzessin in ihren verwandelten Geführten, über dessen Schönheit sie volle acht Tage lang seine angeborne Dummheit ganz und gar vergisst. Erst wie der einförmige Genuss sie zu langweilen beginnt, bittet sie ihren Freund, sich auch Verstand von den Feen zu wünschen. Aber erst nach längerem Widerstreben, durch das gerade die Albernheit Pervontes noch einmal hell beleuchtet wird, entschliesst er sich, ihre Bitte zu erfüllen; er ruft:

„Nun wohl,
so gebt mir dann Verstand, ihr lieben Feen,
und zwar vom guten! Denn es heisst,
es sey nicht alles Gold, was gleisst.“¹⁾

¹⁾ Teutscher Merkur, Januar 1779, S. 18.

Wie sehr ihn auch diesmal die Feen erhören, beweist er gleich seinem französischen Vorbilde sofort durch den Entschluss, nun keine neuen Gaben von seinen Wohltäterinnen mehr zu erpressen:

„Lass durch Genuss uns nun verdienen, was wir haben!
 Uns lieben, Vastola, und alles um uns her
 mit unserm Glück erfreuen und beleben,
 sey unser Loos! Was könnten wir noch mehr
 uns wünschen, oder was die Feen mehr uns geben?“

Mit diesen Versen bricht Wielands „Pervonte“ im „Teutschen Merkur“ 1779 ab, und stünden darunter nicht ausdrücklich die Worte „Die Fortsetzung künftig“, die wenigstens die Absicht des Dichters bekunden, sein Märchen noch weiter zu führen,¹⁾ so könnte die Rede des glücklichen und zufriedenen Titelhelden recht gut als Schluss des Ganzen gelten. Jedenfalls war für den dichterischen Eindruck der Ausgang des Märchens entbehrlich, wie ihn Basile und breiter, aber sonst nichts weniger als glücklich der französische Bearbeiter erzählte, die Einkehr des in der Nachbarschaft jagenden Königs im Schlosse seiner Tochter, seine Begegnung zuerst nur mit seinen Enkelchen, dann mit ihren Eltern und endlich die fröhliche Versöhnung aller. So fehlte denn auch beim Wiederabdruck des „Pervonte“ im fünften Bande von Wielands „Auserlesenen Gedichten“ 1785 (und wohl ebenso in der mir nicht zugänglichen neuen Auflage von 1791) jede Andeutung einer beabsichtigten Fortsetzung: die Verse, in die 1779 die Dichtung nur vorläufig ausgeklungen war, erschienen jetzt als der volle, endgültige Abschluss des Ganzen.

¹⁾ Vgl. auch Wielands Brief an Merck vom 22. Februar 1779 (Briefe an Merck, Darmstadt 1835, S. 156 f.): „*Pervonte* ist, soweit er fertig ist, im März und den ersten 8 Tagen des Aprils 1778 gemacht worden. Die hernach plötzlich eingetretene Kälte unterbrach die Vollendung, und seit dieser Zeit ist es mir unmöglich gewesen, das Ding fertig zu machen. Denn das Denouement fehlt noch, wiewohl es zur *Noth* auch da, wo ichs abgebrochen habe, aufhören könnte.“

Der Hinweis auf die italienische Quelle lautete übrigens in diesem spätern Abdruck noch bestimmter als früher im „Teutschen Merkur“: „Das *Sujet* ist aus dem *Pentamerone* oder *Cunto delli Cunti* di Gian Alesio Abbatutis genommen, wovon sich in der Biblioth. Univers. des Romans vom *Jun.* und *Septemb.* 1777 ein Auszug befindet.“ Dass trotzdem Wieland aller Wahrscheinlichkeit nach nur diesen französischen Auszug, jedoch nicht den italienischen Grundtext zur Vorlage hatte, lässt sich nun aber auch noch durch gewisse Unterschiede zwischen seiner Dichtung und dem neapolitanischen Märchen in der stilistischen Form beweisen.

Bei aller Treue gegen den alten Inhalt der Märchen und gegen die derbe Ausdrucksweise der untersten Klasse unter den Einwohnern Neapels war doch Basile kein volkstümlicher Erzähler im strengsten Sinn, der nur die einfache, unverkünstelte Sprache des Volkes redete. Vielmehr verrät seine Darstellung mit ihren vielen Anspielungen auf Geschichte und Literatur schliesslich immer den gelehrt gebildeten Schriftsteller. Besonders aber weist sie eine bestimmte stilistische Manier auf, die Basile der italienischen Kunstdliteratur seiner Zeit abgelernt und für den drastisch-witzigen Vortrag seiner Märchen in eigner Weise ausgebildet hatte. Gleich allen Schülern Marinis liebte auch er Antithesen und Wortspiele, überhaupt eine bildliche, künstliche, uneigentliche Ausdrucksweise. Prächtige Beispiele dafür bieten in unserm Märchen vor allem die Reden des erzürnten Königs: die Gesuchtheit der Einfälle und Redewendungen verschwindet hier stellenweise fast völlig hinter der urwüchsigen Derbheit und unmittelbaren Wirksamkeit des muntern Witzes. So, wenn der König, nachdem er in einigen recht gezwungenen Bildern seinen Räten den Zustand Vastollas angedeutet, auch in die ärgerliche Klage ausbricht: „Già sapite, ca pe carrecareme la fronte, s'ha fatto carrecare lo ventre“, oder wenn er bei dem abschreckenden Anblick Peruontos wütend seiner Tochter zurnt: „Ah, nfamma, cecata fauza, che metamorfose so cheste? diventare vacca pe no puorco, azzò ch'io tornasse piccoro?“

An solchen Stellen müsste Wieland seine helle Freude gehabt haben; wären sie ihm bekannt geworden, so hätte er sie sich für seine Nachbildung gewiss nicht entgehen lassen. Denn während der nüchterne, wenig naive französische Bearbeiter derartige Spuren eines kräftigen, wenn auch nicht eben sehr feinen Witzes erbarmungslos beseitigte, liebte Wieland sie ebenso sehr, wie er andererseits die Freude Basiles an gelehrten Anspielungen teilte, die der Franzose gleichfalls samt und sonders unterdrückte. Wob doch Wieland deren noch ungleich mehr als der italienische Erzähler in seine Dichtung ein, von der Schilderung der Schönheit Vastolas an gleich am Anfang der Geschichte bis zu den verschiedenen Wünschen Pervontes, mit deren wunderbarer Erfüllung sie schliesst, Anspielungen auf antike Sage und Geschichte, Literatur und Kunst, auf alte und neue Philosophie, ja selbst auf abgelegene geographische Namen (z. B. auf die Marianeninsel Tinian), Anspielungen, die hauptsächlich zur sinnlichen Verdeutlichung und zum rednerischen Schmucke dienen sollten, mit denen Wieland aber auch bisweilen ironische oder humoristische Absichten verfolgte. Doch gerade die Anspielungen, die sich bei Basile finden, sucht man bei Wieland vergebens, und ebenso wenig trifft man bei ihm die für den Italiener bezeichnenden Derbheiten und volkstümlich-niedrigen Wendungen an, soweit sich nicht etwa ein schwacher Rest davon in die französische Bearbeitung hinüber gerettet hatte. Auch jene derb-witzigen Wortspiele und Antithesen, die ja im Deutschen leicht genug nachzubilden gewesen wären, begegnen uns nicht bei Wieland; an die bildlich-uneigentliche Ausdrucksweise Basiles erinnert bei ihm so gut wie nichts.

Dagegen traf er unbewusst mit glücklichem Takte den von dem Italiener angeschlagenen und von dem Franzosen fast durchweg verfehlten humoristischen Ton. Er brauchte ja nur im grossen und ganzen wieder die Sprache zu reden, die er erst vor wenigen Monaten mit grosser Geläufigkeit im „Schach Lolo“ und viel früher schon nicht ganz so fließend in einzelnen Abschnitten seines „Urteils des Paris“ und anderer

Gedichte, desgleichen hie und da in den komischen Kapiteln seiner Prosaromane gesprochen hatte. So würzte er denn auch jetzt seinen dichterischen Vortrag überall mit derbem, volkstümlichem Witz, wählte gern niedrige und plumpe Ausdrücke, gelegentlich sogar mundartliche oder veraltete, nur noch landschaftlich hie und da im Gebrauch erhaltene Worte und Formen,¹⁾ sparte auch charakteristische Schimpfwörter, Wendungen des Unmuts, des Zorns, der Geringschätzung nicht, trug bei Schilderungen die Farben etwas dick auf und gab den Reden seiner Personen mit Vorliebe etwas Polterndes, Dummdreistes oder Hochfahrendes. Ja selbst, wo eine gutmütige Regung Pervontes Seele beschleicht, wie beim Anblick der schlafenden Feen, drückt er sein Gefühl äusserlich plump aus:

„s ist Schade doch für diese Dirnen da,
so in der Sonne, wie die Kälber,
zu liegen, unbeschirmt!“²⁾

Um aber seine Hässlichkeit und Trägheit zu beschreiben, verwendet Wieland gleich im Anfang des Märchens neben allerlei karikaturenhaften Zügen auch mehrere zweifelhafte Ehrennamen wie „Lümmel“, „Faultier“, „gutes Vieh“ und dergleichen, und diese Liste erfährt im weiteren Verlauf der Geschichte, so oft von dem Titelhelden die Rede ist, eine ganz beträchtliche Vermehrung.

Wo etwa schon der französische Bearbeiter einen derberen Ausdruck braucht, vergrößert ihn Wieland oder malt den Sinn anschaulicher, wirksamer, nur freilich mit nichts weniger als zarten Farben, aus. „On s'apperçoit que son ventre grossit“, heisst es in der „Bibliothèque“ von der Prinzessin, nachdem Pervonte im Ärger ihr Zwillinge gewünscht hat. Stellenweise mit wörtlichem Anschluss an diesen Ausdruck und doch breiter, deutlicher und derber schreibt Wieland:

¹⁾ Teutscher Merkur 1778, Bd. IV, S. 110 mein Laur, flacken; 1779, Bd. I, S. 7 bis so gut, S. 10 durchnistern, lüstern (als Zeitwort), u. s. w.

²⁾ Teutscher Merkur, November 1778, S. 106.

„Fünf Monden waren kaum
 vorbey, so muss bereits der Kammerschneider
 der schönen Vastola ganz ingeheim mehr Raum
 für Ihrer Hoheit Weichen machen . . .
 . . . Bey allem dem schwillt ihr der jungferliche Bauch.“¹⁾

Nach der Geburt der Kinder berichtet der Franzose farblos genug: „Le Prince est dans la plus grande colere“. Viel anschaulicher und volkstümlich-lebendiger schildert Wieland die hilflose Wut des Fürsten:

„. . . und dass der Grosspapa vor Gift und Galle gelber
 als eine Quitte wird, und sich nicht trösten kann,
 von einem *ungenannten* Mann
 so grob vexiert zu seyn — versteht sich von sich selber.“²⁾

Ähnliche Beispiele bietet der Druck der Dichtung im „Teutschen Merkur“ nahezu auf jeder Seite dar, und die späteren Ausgaben haben gerade in dieser Beziehung nichts Wesentliches geändert, wenn auch etwa in ihnen der eine oder andere mundartliche Ausdruck einem hochdeutschen den Platz räumen musste.

Sonst aber wies die Dichtung schon 1785 eine im einzelnen sorgfältig durchgefeilte und umgebildete Gestalt auf. Zunächst wurde die lange und nicht sehr geschickt philosophierende Einleitung gestrichen, so dass nunmehr das Ganze richtig mit dem üblichen „Es war einmal“ begann. Auch auf den unmittelbar folgenden Seiten kürzte Wieland viel, besonders bei der Charakteristik des Königs von Salern. Was ihm nun ein blosses Spiel nichtigen Witzes und leeres Geplauder schien, fiel weg; inhaltlich und künstlerisch war dabei nichts verloren. So gründlich übrigens wie auf den ersten zwei bis drei Seiten ging er im weitem Verlauf der Dichtung nicht mehr mit seinen Änderungen und Strichen vor. Noch immer feilte er fleissig und fast ausnahmslos mit Einsicht und Geschmack;

1) Teutscher Merkur, Dezember 1778, S. 193.

2) Ebenda S. 195.

aber seine Verbesserungen bezogen sich von nun an meistens nur auf einzelne Worte und Formen. Änderungen, die eine, wenn auch nur kleine, Wörtergruppe, einen ganzen Vers und dergleichen betrafen, wurden, je weiter die Dichtung vorrückte, desto seltener.

Wieland ersetzte 1785 mehrfach landschaftliche und veraltete Wort- und Flexionsformen durch die gemeinüblichen hochdeutschen Formen. Statt den Mehrheitsbildungen „Daume“, „Stängen“ schrieb er „Daumen“, „Stangen“; „Pflaum“ vertauschte er mit „Flaum“, „gelüstig“ mit „lüstern“, „zwo“ mit „zwei“, „so hätten wohl“ mit „so hätten sie“ u. s. w.; für „mein Laur“ setzte er, wohl hauptsächlich, weil er das Wort doch nicht in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht hatte, das viel weniger sagende „mein Krauskopf“. Überflüssige Worte, besonders Eigenschaftsworte, die nicht viel bedeuteten, doch auch sonst kleine, entbehrliche Flickwörter, strich er öfters, nicht immer. Auch aus Pervontes ungefügter Anrede an die Prinzessin „Frau Donna Vastola“ (Merkur 1779, I, 5) musste das mittlere Wort entfallen. Von etwas grösseren Satzgliedern wurde nur eines vollständig getilgt, bei dem Garten, den Vastola sich rings um ihr Schloss wünscht, die Worte „noch schöner als der beste im Homer“ (ebenda I, 11); ganz unmöglich wäre es übrigens nicht, dass dieser Vers 1785 nur übersehen worden wäre. Auch von den reichlich in den Text eingestreuten Fremdwörtern beseitigte Wieland nach und nach wenigstens die, die unverändert in ihrer fremdsprachlichen Gestalt geblieben waren. Nur selten konnte er sie einfach wegstreichen¹⁾ oder bequem mit deutschen Worten vertauschen;²⁾ meistens musste er den ganzen Satz anders wenden. Hatte es von dem Lächeln, mit dem Vastola am Hof ihres

1) So im Merkur 1779, I, 8 „Che gusto!“

2) So z. B. ebenda I, 13, wo er aus der „präsumtiven Braut“ ohne viele Mühe eine „künftige“ machte, oder I, 10, wo er „to be or not to be“ vortrefflich dem Sinn der Stelle gemäss mit dem Wort „die Möglichkeit“ übersetzte.

Vaters zahllose Verehrer an sich kettet, früher geheissen (Merkur 1778, IV, 101):

„Doch immer war in dieses Zauberlächeln,
in diesen Blick, der sie zum Nichtermüden frischt,
ein Trotz, der freylich ihr gar schön liess, eingemischt,
mit zwey, drey Gran Verachtung, quantum satis,
versetzt, womit sie euch ganz sachte von sich stiess,
und, jemals anders ihr als gratis
zu dienen, wenig Hofnung liess“

so wurde nun die ganze weitschweifige Beschreibung in vier Verse zusammengezogen (Auserlesene Gedichte, Bd. V, S. 216):

„doch immer war darein ich weiss nicht was gemischt,
das ihm die kraft, die anmuth, kurz, was lächeln
zum lächeln macht, auf einmal wieder nahm,
so dass den Herr'n nicht viel davon zu gute kam.“

Namentlich strebte Wieland 1785 nach grösserer Prägnanz des Ausdrucks; viele Änderungen, die sich nur auf ein Wort oder auf ein paar Silben erstreckten, dienten dem Zwecke, die oder jene Kleinigkeit bezeichnender auszumalen. Pervontes Stirne hiess nun nicht mehr „schmal“ (Merkur 1778, IV, 102), sondern „platt“; das Reisig, das der Bursche seiner Mutter holen soll, lag jetzt nicht bloss „schon abgebrochen“ (ebenda IV, 105) im Wald, sondern „vom Sturm gebrochen“; bei dem Volksfest sollte, statt „an Zierlichkeit und Pracht“ (ebenda IV, 198), nunmehr „an Überfluss und Pracht“ nichts fehlen; bei der letzten Bitte Pervontes an die Feen, ihm Verstand zu geben

„und zwar vom guten! Denn es heisst,
es sey nicht alles Gold, was gleisst“

wurde nun ausdrücklich hervorgehoben:

„Ihr seht, beym ersten wort, erhörten ihn die Féen,“
während früher viel allgemeiner dafür nur gesagt war, dass sie ihn „auch diesmal“ erhörten. Durch das ganze Gedicht

hindurch begegnen immer wieder Verbesserungen dieser Art. Auch dem Wohl laut zuliebe, um die rasche Wiederkehr des nämlichen Wortes zu vermeiden, änderte Wieland hie und da. Das Reisigbündel trug 1778 (IV, 108) seinen Reiter „so schnell als einen kaum der schnellste Klepper tragen konnte“; 1785 wurde, um mehr Wechsel in den Ausdruck zu bringen, das erste „schnell“ mit „hurtig“ vertauscht.

Auch von den derben Worten und Wendungen des ersten Druckes mussten 1785 einige weichen. Aus der höh nenden Rede der Prinzessin über den auf dem Reisigbündel reitenden Pervonte, die überhaupt etwas verändert wurde, strich Wieland die Schimpfworte „Vogelschreck“ und „das missgeschaffne Tier“ und setzte dafür die zahmeren Ausdrücke „Wechselbalg“ und „Unhold“. Die gleiche Milderung des Wortlauts musste dann natürlich auch in der Antwort des gekränkten Burschen durchgeführt werden. So schwoll denn auch hernach der verwünschten Prinzessin nicht mehr „der jungferliche Bauch“ (vgl. oben S. 160), sondern bloss „zusehends ihr Contour“. Wenn dagegen Pervonte die mit ihm dem Tode preisgegebene Vastola an jenes erste Zusammentreffen erinnert, warf er ihr 1785 derber als 1779 vor, dass sie damals auf ihn „wie ein Rohrspatz“, nicht bloss „wie ein Sperling“, geschimpft habe.

Ein paar Male feilte Wieland prosaische Redewendungen recht glücklich weg. Der schlecht gelaunten Prinzessin macht 1778 „der Gegenstand der allgemeinen Lust“ Verdruss und Ekel; 1785 verdriesst sie „die allgemeine Lust“ selber. Als Pervonte nach ihrem Wunsch Schönheit von den Feen erhält, erscheint er ihr 1779 als „ein Ideal, vollkommen in der Mitten vom *Herkules* und vom *Antinous*“. Viel kunstreicher und edler heisst es dafür 1785:

„ein Ideal, worin *Antinous*
und *Hercules* so um den vorzug stritten,
dass jeder siegt und keiner weichen muss.“

Wie hier, so wandte auch sonst noch ein und das andere Mal Wieland 1785 geringfügige Zusätze auf, um eine Rede

oder Handlung lebhafter auszumalen. Verlegen schmunzelt Pervonte 1778 vor den erwachten Feen und „dreht den Hut“; nun lässt er viel anschaulicher „den abgegrifnen hut im kreis um seinen daumen treiben“. Der Seneschall, dessen Rat den König zur Veranstaltung des Volksfests bestimmt, trägt 1778, nachdem er sich zu Anfange seiner Rede öfters unterbrochen hat, die Hauptsache ziemlich fliegend vor (IV, 196):

„es sey so ein — *Instinctus* von Doctoren
„genannt, den Kindern angebohren“ . . .

Viel besser wird 1785 das Zögernde, Stammelnde, aber zugleich mit falscher Gelehrsamkeit Prahlende seiner Rede, wie in den vorausgehenden Versen, so auch hier gemalt:

„es sey — wie hiessen's doch auf griechisch die Doctoren
so ein — so ein — *instinct* den kindern angebohren“.

Einen etwas grösseren Zusatz brachte 1785 nur die das Gedicht beschliessende Rede Pervontes, in die vor den letzten fünf Zeilen die lehrhaften Verse neu eingeschoben wurden:

„Nichts ist nunmehr uns noth als die begnügbarkeit;
allein mit dieser muss der mensch sich selbst begaben“.

Verhältnismässig viele Änderungen erfolgten endlich aus metrischen Gründen. Wieland hatte den „Pervonte“ wie seine meisten kürzeren Erzählungen in sogenannten vers irréguliers geschrieben, in Jamben von verschiedener Länge und willkürlicher Reimstellung. Er war dabei über die sonst meistens üblichen Freiheiten noch um einen Schritt hinausgegangen und hatte nicht nur zwei- bis sechsfüssige Verse bunt miteinander wechseln lassen, sondern zweimal sogar einen Einfüssler eingeschmuggelt (Merkur 1778, IV, 98 und 109), gern auch denselben Reim über drei und mehr Verse erstreckt, während nur äusserst selten eine Zeile reimlos geblieben war. Jetzt ging er augenscheinlich darauf aus, die grosse Anzahl der kurzen Jamben zu beschränken, namentlich die häufige Wiederkehr solcher kurzer Verse unmittelbar hintereinander zu beseitigen. Die beiden Einfüssler und mit ganz ausser-

ordentlich wenigen Ausnahmen auch die zahlreichen Zwei- und Dreifüssler wurden entfernt, die Vierfüssler oft um zwei oder vier Silben vergrössert und, wo sie blieben, wenigstens mehrfach durch längere Jamben unterbrochen, so dass ein bunterer Wechsel von verschiedenen langen Versen eintrat und, wo dieser Wechsel nicht völlig durchzuführen war, doch lieber längere als kürzere Verse, namentlich Fünf- und Sechsfüssler (auch die letzteren gegen die erste Ausgabe sichtlich vermehrt), nebeneinander standen. Ein Beispiel unter vielen! Nachdem Pervonte Schönheit erlangt hat, war im „Merkur“ (1779, I, 15) die Schilderung von Vastolas dankbarer Freude über das Feengeschenk mit den vier Versen eingeleitet worden:

„Wir wollens nur gestehn,
(bedungen, dass ihr guter Nahme
nicht drunter leiden soll) die liebe Dame
schien in der Dankbarkeit beynah zu weit zu gehn.“

Bei der verschiedenen Länge der vier Zeilen war von seiten des Wohllautes an ihnen schwerlich etwas auszusetzen; dass die Jamben in regelmässigem Fortschritt von Vers zu Vers um je einen Fuss zunahmen, dürfte auch ein empfindliches Ohr kaum verletzen. Aber Wieland wollte 1785 die Dreifüssler, wo es nur irgend anging, ausmerzen und überhaupt die Verse breiter, voller gestalten und änderte daher ohne Rücksicht selbst darauf, dass seine Jamben jetzt an Länge gleichförmiger wurden:

„Wir wollen's nur geradezu gestehn
(bedungen, dass ihr guter nahme
nicht drunter leiden soll) die liebe junge Dame
schien in der dankbarkeit beynah zu weit zu gehn.“

Zugleich mit den kurzen Versen suchte Wieland nun aber auch die allzu häufige Wiederkehr des gleichen Reimes zu beschränken. Manchmal ging das sehr leicht Hand in Hand und machte sich wie von selbst: die Zeilen brauchten bloss äusserlich anders abgeteilt zu werden, ohne dass auch nur

ein Wort verändert werden musste. Hatte er 1779 (I, 11) geschrieben:

„Begnüge dich
mir nachzubeten“,

so schrieb er die vier Worte 1785 einfach in Einer Zeile und hatte damit zwei Verse kürzester Art und von vier gleichklingenden Reimen wenigstens einen weggeschafft. In andern Fällen musste er freilich auf ein neues Reimwort sinnen. Dann und wann fielen aber beim Entfernen der kurzen Verse auch Reime weg, die keineswegs über mehr als zwei Zeilen sich erstreckten und nichts weniger als Gleichförmigkeit des Klangs bewirkt hatten; so, als 1785 von den folgenden Versen des ersten Drucks (Merkur 1778, IV, 105) der zweite und dritte und wieder der fünfte und sechste in je Eine Zeile zusammengezogen wurden:

„ . . . so wenig Lieb' und Lust
er auch zur Arbeit hat, — so raft
er doch am Ende
sich auf, und schlendert in den Wald;
steht da und gaft,
als ob er gar besonders fände . . .“

Wurde auf solche Weise die Dichtung 1785 um mehrere Reime ärmer, so tilgte Wieland andererseits damals doch auch die wenigen Verse, die in der ersten Fassung ohne Reim geblieben waren. Nur eine reimlose Zeile¹⁾ blieb, vielleicht bloss durch ein Versehen, unverändert, und wohl durch weiteres Versehen schlichen sich nun neuerdings zwei solche Verse ohne Reim ein, der eine gleich zu Anfang in die Charakteristik Vastolas,²⁾ der andere in die Schilderung von Pervontes Rückkehr zu seiner Mutter.³⁾

¹⁾ Merkur 1779, I, 17 „Izt endlich merckt die Dame, wo es fehlt“.

²⁾ Auserlesene Gedichte, V, 216 „stand ihnen frey; mit unter wurden sie“.

³⁾ Ebenda V, 226 „auf seinem bündel reis in ihre hütte ein“.

Als Wieland 1796 den „Pervonte“ in den achtzehnten Band seiner „Sämmtlichen Werke“ aufnahm,¹⁾ stattete er weder diese drei Verse nachträglich mit Reimen aus noch brachte er jetzt überhaupt an Vers und Reim nennenswerte Verbesserungen an. Nur sehr selten wurde durch Ausfall oder Einfügung eines Versfusses die Länge einer Zeile verändert. Erwähnung verdient fast nur, dass in dem einzigen Falle, wo Wieland auch 1785 noch zwei besonders kurze Verse hintereinander hatte stehen lassen, er nunmehr wenigstens einem von ihnen eine grössere Länge gab. Als Pervonte keuchend zum Volksfest nach Salern gelaufen kommt, hatte es 1785 genau wie 1778 geheissen (Auserlesene Gedichte, V, 235):

„Kaum werden sein, so schmuzig als er da
in seiner jacke steht, mit ungekämmtem hâr
und ohne schuh,
die kinderchen gewahr,
so laufen sie zu aller welt erstaunen
mit ofnen armen auf ihn zu.“

Bei der letzten Ausgestaltung seines Werks wiederholte der Dichter im vierten Vers die Anfangsworte des Satzes „Kaum werden sein die Kinderchen gewahr“ und erweiterte so den dreifüssigen Vers zu einem Fünffüssler von tadelloser Länge.

Die Änderungen, die der Text des „Pervonte“ in dieser Ausgabe letzter Hand erfuhr, waren überhaupt spärlich und beschränkten sich durchweg auf Kleinigkeiten. Dann und wann wurde ein entbehrliches Wort gestrichen, einmal freilich auch ein Adjektivum eingefügt, das gleichfalls als entbehrlich gelten kann, um so mehr, als genau an derselben Stelle die Ausgabe von 1785 ein früher hier bereits stehendes Eigenschaftswort getilgt hatte. Für die Barke nämlich, in die sich die alte Tonne verwandeln soll, wünschte sich Vastola im „Merkur“ 1779 (I, 8) „zwanzig junge starke Matrosen“, 1785 (V, 244) nur „zwanzig starke Matrosen“, 1796 (Bd. XVIII, S. 153)

¹⁾ In wie weit die neue Auflage der auserlesenen Gedichte von 1791 Textänderungen enthielt, muss ich dahin gestellt sein lassen, da mir diese Ausgabe nicht vorliegt.

wieder „zwanzig tücht'ge starke Matrosen“. Sonst beseitigte Wieland nunmehr einige Fremdwörter sowie etliche ältere oder mundartliche Formen, die 1785 noch Gnade vor seinen Augen gefunden hatten. So wurde z. B. einmal (Auserlesene Gedichte, V, 243) „aut aut“ einfach gestrichen, ein andermal (ebenda V, 229) „vexiert“ durch „gefoppt“ ersetzt, wieder an einer andern Stelle (V, 219) das Wort „Apathie“ durch eine andere Wendung des Satzes vermieden. Aus „Wittibstand“ wurde „Wittwenstand“, „früh und spat“ in „früh und spät“, „Reisicht“ in „Reisig“, „bis so gut“ in „sey so gut“ verwandelt. Wieder mussten auch ein paar volkstümlich-niedrige Ausdrücke weichen (z. B. V, 240 „Ich . . . weiss weder giks noch gaks davon“); auch „spie“ jetzt Pervonte bei der Arbeit im Walde nicht mehr in die Hände, sondern durfte nur noch darcin „spucken“. Hie und da wurde der Ausdruck prägnanter, bedeutender, so wenn V, 214 das nichtssagende „allenfalls“ in dem Satze

„Was mancher allenfalls vor seinem spiegel dachte
gieng zollfrey durch“

in das sinnreichere „in geheim“ verbessert oder kaum vierzig Verse später von der stolzen Sprödigkeit der Prinzessin gesagt wurde, keiner ihrer höfischen Bewerber sei schön genug gewesen, um als Gemahl „zur Rechten“ (statt nur „zur Seite“) ihr zu stehn. Weniger glücklich freilich berief sich der ratgebende Seneschall jetzt nicht mehr beide Male (wie früher V, 230 und 232) auf Terenz, sondern an der zweiten Stelle auf Ovid. Auch den Wohllaut endlich sollte es vermutlich befördern, wenn es nunmehr gleich im Anfange von Vastola hiess, sie schien dem Vater „aus den Augen ausgeschnitten“ (statt „aus dem aug' herausgeschnitten“).

Doch alle diese und andere Verbesserungen der Ausgabe von 1796 waren an sich geringfügig und verloren vollends jede Bedeutung gegenüber der einschneidenden Veränderung, die hier der Schluss des „Pervonte“ aufwies. Den beiden Teilen, aus denen die Dichtung bisher bestanden hatte, war

nun ein dritter angehängt, der an Umfang den zwei vorausgehenden beinahe gleichkam.

Schon 1779 hatte Wieland ja im „Merkur“ eine Fortsetzung seines Märchens für künftig versprochen. Hätte er damals gleich sein Wort eingelöst, so wäre er wohl, wie in dem bisherigen Gang der Geschichte, so auch in ihrem Schluss inhaltlich genau der Erzählung in der „Bibliothèque“ gefolgt. Hier war nun freilich gerade das Ende des Märchens, das Wiedersehen Vastolas und ihres Vaters, recht unlebendig geschildert, und die breiten, gekünstelten Reden der Kinder, die naiv sein sollten, es aber durchaus nicht waren, konnten einem natürlich gearteten und wahrhaft künstlerisch gebildeten Geschmacks nicht zusagen. Sollten diese Mängel seiner Vorlage Wieland abgestossen haben, so dass er die versprochne Fortsetzung damals nicht lieferte? Oder, was beinahe wahrscheinlicher ist, drängte ihn nur die Arbeit am „Oberon“, für die er alle Kraft anspannte, von der geplanten Vollendung der kleineren Dichtung ab? Als er fünfzehn Jahre später zu dieser zurückkehrte, hielt er sich von der französischen Bearbeitung des Märchens völlig frei und erfand einen ganz neuen, weder hier noch bei Basile irgendwie vorgebildeten Schluss zu seinem „Pervonte“. In gewissem Sinne war es eine novellistische Veranschaulichung der Lehre, die in den letzten Worten der bisherigen Dichtung lag, dass Genügsamkeit und gegenseitige Liebe das durch Feengunst geschenkte Glück erst zum wahren, dauernden Glücke mache. Pervonte war nach seiner ganzen Charakteranlage geeignet, ein Beispiel solcher Genügsamkeit darzubieten, während Vastola, „die alles gleich verliert, so bald sie's hat“ (wie Wieland sie schon früher gekennzeichnet hatte), ihm gegenüber zeigen konnte, wie ihre stets nach neuen Wünschen lüsterne Unzufriedenheit ihren Gatten und schliesslich sie selbst um alles Glück bringt.

So schilderte denn Wieland, wie die Königstochter, des idyllischen Landlebens bald überdrüssig, nach rauschenderen und prunkreicheren Vergnügungen begehrt und Pervonte, der in der glücklichen Weltabgeschiedenheit und seiner Liebe die

höchste Befriedigung gefunden hätte, wider Willen ihretwegen neue und immer unbescheidnere Wünsche an die Feen richten muss. Unerkannt in prächtigster Verkleidung besucht er mit ihr ein Hoffest in Salern; dann entfalten sie während eines längeren Aufenthaltes in Neapel und Venedig einen alles blendenden verschwenderischen Glanz. Und kaum sind sie in ihr paradiesisches einsames Tal zurückgekehrt, so lädt Vastola Herren und Damen aus Neapel in ihr Schloss, um mit ihnen in beständigem Wechsel und unnatürlicher Steigerung wieder alle Genüsse der Stadt durchzukosten. Während Pervonte sich mehr und mehr von diesem tollen Jagen nach Vergnügungen, die ihm widerwärtig sind, zurückzieht, gewinnt einer der lebensfrohen Gäste Vastolas Gunst. So verzichtet sie gern bei neuen Lustfahrten, die sie nach verschiedenen Städten Italiens plant, auf die Begleitung ihres von solchen Absichten schlecht erbauten Gemahls und erbittet sich als letzte Feengabe durch ihn nur noch ein Beutelchen, das sich von selbst immer wieder mit Goldstücken füllt. Allein zurückgelassen aber fleht Pervonte inbrünstig zu den Feen, deren Güte er nun so oft hatte missbrauchen müssen, ihm alles wieder zu nehmen, was sie ihm bescherten, und ihn in seinen alten Stand zurückzusetzen, worin er vor allen Wünschen war. Wieder erscheinen ihm die drei Feen und gewähren ihm diesen letzten, besten aller seiner Wünsche: arm und hässlich steht er wieder in der Hütte seiner Mutter, wie ein wunderlicher Traum liegt das im Feenzauber verlebte Jahr hinter ihm, und von allen Gaben, die es ihm gebracht hatte, ist ihm nur der Verstand geblieben. Vastola aber, durch seinen letzten Wunsch natürlich auch mit einem Schlage aller Feengaben beraubt, ist wieder die jungfräuliche Tochter des Königs von Salern — denn auch die Zwillinge verschwinden wieder —; nur eine schmerzliche Erinnerung an das Zauberglück, das sie durch eigne Schuld verloren hat, lassen die Feen ihr zur Strafe.

Mit dem Schluss des „Pervonte“ in der „Bibliothèque“ hatte dieser letzte Teil des Wielandischen Märchens höchstens ein Motiv gemeinsam, die Pracht, in der Vastola und ihr

Gemahl mit dem König von Salern wieder zusammentreffen, und das ungläubige Staunen des Königs über diese Herrlichkeit. Aber jenes Wiedersehen von Vater und Tochter ist im Deutschen ganz anders geschildert als im Französischen und zudem ziemlich nebensächlich behandelt. Dass Wieland zu dieser Episode durch die Darstellung in der „Bibliothèque“ angeregt worden sei, ist daher zum mindesten sehr zweifelhaft. Das plötzliche Erscheinen und Wiederverschwinden der beiden Feengünstlinge am Hofe zu Salern stammt wohl ebenso wie das sich stets neu füllende Geldbeutelchen aus der Fortunatussage. Die im schönsten Glück unbefriedigte Begierde der Frau, die endlich sie samt ihrem Gemahl aus dem Wunderreiche treibt, kann vielleicht auf die biblische Erzählung vom Sündenfall zurückgeleitet werden, und Wieland selbst scheint sogar gleich auf den ersten Seiten ein wenig daran erinnern zu wollen, wenn er die Frage aufwirft, wie Vastola allein mit einem Gatten zufrieden sein könnte, „wär's auch im Paradies“. Unverhältnismässig näher ist aber die Verwandtschaft zwischen Wielands Erzählung und dem plattdeutschen Märchen „Von den Fischer und sine Fru“ (in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm Nr. 19). Auch hier wünscht die Frau immer neue und höhere Dinge zum Verdruss des Mannes, der gleichwohl ihre Wünsche dem wunderwirkenden Wesen vorträgt, und auch hier ist diese Masslosigkeit des Begehrens zuletzt schuld, dass der Zauber aufhört, der unbegreifliches äusserliches Glück gebracht hatte, dass die, die ihn erfuhren, plötzlich aus dem höchsten Glanz und Reichtum in ihre ursprüngliche Armut und Niedrigkeit zurückversetzt werden und überhaupt das Geschehene am Ende ungeschehen gemacht wird. Freilich ist der Inhalt der einzelnen Wünsche, der äussere Verlauf der ganzen Geschichte und so besonders auch die Art, wie die Katastrophe herbeigeführt wird, durchaus verschieden in den beiden Märchen. Nur das Grundmotiv Wielands scheint aus dem plattdeutschen Volksmärchen zu stammen, das er irgendwie durch mündliche Überlieferung kennen gelernt haben muss — denn gedruckt lag es damals

noch nirgends vor —; die Ausführung im einzelnen war ganz und gar sein Werk. Auch aus den vielen sonstigen Märchen und Erzählungen, die er zu andern Zeiten fleissig genutzt hatte, entlehnte er hier nichts. Für die Schilderung von Neapel und Venedig begnügte er sich mit dem Allgemeinsten, und so brauchte er auch hiefür aus keinen besonders reichen Quellen zu schöpfen. Auch nur etwa auf eine erneute Lektüre der Anfangsseiten von Heinses „Ardinghello“ deuten die paar Zeilen über das Vermählungsfest des Dogen von Venedig nicht.

Vielleicht hätte durch eine emsigere Ausnutzung der älteren Märchen- und Erzählungsliteratur der letzte Teil des „Pervonte“ an Leben und bunter Fülle gewinnen können. Denn Wielands Erfindung ist nicht sonderlich reich und mannigfaltig. Das nämliche Motiv kehrt zu wiederholten Malen wieder und zwar ohne wirksame Steigerung. Daraus erfolgt eine gewisse Gleichförmigkeit der Handlung, ja sogar auch der ziemlich häufigen Beschreibungen. Es fehlt inneres Leben, wechselnde Bewegung, sichtbarer Fortschritt der Entwicklung.

Dazu kommt nun noch der gegen die früheren Teile der Dichtung merklich, aber nicht glücklich veränderte Ton der Darstellung. Zwar, wie sich Wieland einmal den Grundgedanken dieses Schlusses zurecht gelegt hatte, konnte er den derbvolkstümlichen Ton nicht mehr so keck und unbedingt anschlagen wie ehemals. Denn seitdem Pervonte mit Verstand begabt ist, steht er geistig wie gesellschaftlich auf einer zu hohen Stufe, um in seinem Reden und Tun noch etwas von dem früheren ungehobelten Lämmel zu verraten. Der Gegensatz zwischen seiner Ausdrucksweise und der der Prinzessin musste nunmehr aufgehoben sein; die Darstellung wurde dadurch notwendig feiner, aber auch wieder einförmiger. Gleichwohl hätte Wieland noch immer Gelegenheit genug gehabt, durch den frischen, derben Humor der älteren Gesänge auch den letzten Teil des Werkes zu beleben. Aber dem alternden Dichter scheint dazu die Fähigkeit noch mehr als die Lust gemangelt zu haben. Denn hie und da sieht es doch so aus, als ob er wenigstens vereinzelt den ehemaligen Stil nachzu-

bilden gesucht hätte. Da flocht er drastische Ausdrücke und Wendungen wie „Lümmel“, „Mund und Augen aufsperrn“, „den Kragen sich abschneiden“ und ähnliche, auch ein veraltetes Wort wie „zwier“ in seine Sprache ein und schraubte einmal eine kurze Rede des Fürsten von Salern beinahe — freilich doch nur beinahe — auf den früheren niedrig-plumpen Ton zurück. In der Hauptsache jedoch bediente er sich jetzt einer gesellschaftlich feineren, aber auch gleichmässig ruhigeren, konventionelleren, weniger frischen und charakteristischen Sprache; alles klang buchmässiger und näherte sich nun im Stil und Ton so ziemlich jener französischen Nacherzählung Basiles in der „Bibliothèque des romans“, von deren Darstellungsweise sich Wieland vordem so glücklich entfernt hatte.

Zugleich wurde sein Vortrag nun immer breiter und lehrhafter. Je ärmer an unmittelbar treffendem Witz sich der Erzähler fand, desto eifriger jagte er jetzt der Moral nach, an die er trotz aller subjektiven Betrachtungen in den früheren Teilen der Dichtung doch kaum recht gedacht hatte. Auch Satire stellte sich nun reichlich ein, auf launenhaft begehrende, mit kluger Berechnung heuchelnde und schmeichelnde Frauen, auf junge, in der Verführungskunst erfahrene Stutzer, auf vergnügungssüchtige Toren, die auch auf dem Lande nur die Freuden der Stadt wiederfinden wollen, und dergleichen. Aber diese Satire war in den meisten Fällen gerade herausgesagt, nicht künstlerisch verkleidet und in Handlung eingeschlossen.

Mit allem dem kam Wieland wieder weit ab von dem Charakter des echten Volksmärchens, zu dem er immerhin einst mit dem „Pervonte“ einen erfreulichen Anlauf genommen hatte. Aber vielleicht traf er gerade damit den Geschmack seiner Zeitgenossen, deren Mehrzahl eben gleich ihm für das richtige Volksmärchen noch nicht reif war.

Für die frühere Fassung seines Gedichts hatte er neben dem Beifall anderer Freunde das warme Lob von Goethes Mutter geerntet, die ihm am 12. März 1779 schrieb: „Gestern Abend . . . lasse ich Pervonte oder die Wünsche, hatte darob eine solche Freude, fühlte so ganz, was Ihr vor ein herrlicher Mensch,

vor ein lieber Wieland seyð, und dass keiner vor Euch und schwerlich einer nach Euch seyn wird, der in solcher Art von Gedichten und Erzählungen den Grad erreichen wird, den Ihr von Gottes Gnaden und der Mutter Natur empfangen habt.“¹⁾

Jetzt sprach dem Dichter des „Pervonte“ vornehmlich Herder seine freudige Anerkennung aus in einem — bisher ungedruckten — Briefe, der auch noch von einer andern Seite her ein helleres Licht auf die späte Fortsetzung unsers Märchens wirft. Er befindet sich in einem Sammelband von „Damenbriefen an Wieland“ unter den Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden²⁾, in den er wohl wegen einer kurzen Nachschrift von Herders Gattin geraten ist. Er füllt die beiden Seiten eines grossen Quartblattes weissen Papiers und ist mit saubern, hübschen, deutlichen Zügen geschrieben. Das Datum fehlt; doch stammt der Brief, wie sich aus einem Schreiben Wielands ergibt, das ziemlich bestimmt als seine Antwort darauf gelten muss, vom 9. Januar 1795 oder aus den unmittelbar vorhergehenden Tagen. Er lautet:

Empfangen Sie meinen besten Dank, lieber holder Jugend-Dichter für Ihr vollendetes Mährchen. Es ist mit so reifer Weisheit, so angenehm-täuschend vollendet, dass man in ihm die ganze Geschichte des menschlichen Herzens, des Charakters beider Geschlechter, insonderheit die ganze Fabrik des prinzesslichen Herzens zu sehen und zu lesen glaubt.³⁾ Die Begebenheiten sind im letzten Gesange etwas gedrängter, aber sehr natürlich herbeigeführt. Ist es eine Täuschung gewesen? oder es stockt etwas im Gange der Begebenheiten ohngefähr um die Gegend des Nachtbesuchs auf dem Schloss zu Salern; vielleicht würden sich da einige Züge wegbringen lassen, die den sonst durchaus raschen Gang aufzuhalten scheinen. Doch kann dies auch der Irrthum des Moments seyn,

¹⁾ Cotta'sches Morgenblatt 1855, S. 759 f.

²⁾ Genauerer über diesen Sammelband s. unten S. 184 ff. im Anhang.

³⁾ Das Wort ist in der Handschrift nachträglich eingefügt.

im Hören und Lesen. Das Gleichniss vom Gähnen und der Hyäne will mir auch nicht recht ein; das Gähnen in solchen Augenblicken ist nicht tröstlich; aber doch der Rachen der Hyäne? —

Nun aber hätte ich eine Hauptbitte für den braven Pervonte. Er kann unmöglich hinter diesen Erfahrungen, auch nur im Feentraum durchlebt, uns als der alte Lämmel dargestellt werden. Verstand, noch dazu vom bessten, den er vor unsern Augen so oft und lange erwiesen hat, der ihm also, wenn auch nur im Traum, eigen geworden ist, ist eine zu edle und innige Gabe, als dass sie sich mit der Zauberruthe einem braven, noch dazu durchquälten braven Menschen nehmen liesse. Auch im philosophischen Märchen, mein lieber H. und Freund, muss Recht und Billigkeit herrschen. Die Princessin muss von den Narrheiten der durchträumten Nacht Eindrücke behalten, die ihr ausgewünschtes und ausgebrauchtes Herz in ihrem neu-alten Zustande sich¹⁾ und¹⁾ andern¹⁾ noch unerträglicher machen; und Pervonte kann vor seiner Mutter durchaus nicht als der alte Lämmel darstehn, oder Sie arbeiten selbst Ihrer Kunst entgegen. Wenigstens müssten Sie im Anfange des Gedichts einige Züge an¹⁾ ihm¹⁾ mildern: oder wenn es auf diese zu erst angelegt war, Dichter des Feenlandes, so müssen Sie ihn hinten nach mit etwas entschädigen. Er muss gewinnen, und Vastola die Kosten bezahlen; Compensation findet hier nicht statt.

Guten Morgen, lieber. Machen Sie uns noch mehr solcher Märchen; es ist in ihnen die Summe der Philosophie und Lebensweisheit. H.

Ich darf nur noch hinzusetzen, dass wir das Gedicht mit einer eigenen, lange nichtgenossenen Freude gelesen haben und dass Sie uns aufs neue theuer und lieb geworden sind, freundlicher, wohlthätiger Genius!

Ihre

C. H.

¹⁾ Das Wort ist in der Handschrift nachträglich eingefügt.

Da Herder den letzten Gesang des „Pervonte“ zu Anfang des Jahres 1795 zu lesen bekam, so wird ihn Wieland vermutlich unmittelbar vorher im Herbst oder Winter 1794 gedichtet haben. Dieser Gesang muss aber in der Handschrift, aus der ihn Herder kennen lernte, noch nicht ganz die Fassung gehabt haben, in der er hernach veröffentlicht wurde. Denn was Herder in seinem Briefe über eine Stockung im Gang der Begebenheiten „um die Gegend des Nachtbesuchs auf dem Schloss zu Salern“ schreibt, trifft auf das gedruckte Gedicht nicht mehr zu. Wieland scheint also in der Tat hier einige hemmende Nebenzüge weggebracht zu haben. Vielleicht war gerade in ihnen auch das Nächtliche des ganzen Abenteuers stärker betont: jetzt findet der Besuch in Salern zwar auch noch zur Nachtzeit statt; aber mit ausdrücklichen Worten ist das nirgends gesagt, und der Leser denkt demgemäss auch kaum daran, dass er es mit einem „Nachtbesuch“ zu tun hat.

Auch das Gleichnis vom Gähnen und dem Rachen einer Hyäne, das Herder tadelt, sucht man in dem gedruckten „Pervonte“ vergebens. Wo es, wahrscheinlich nicht ganz ohne Schuld des Reims, früher gestanden haben mag, lässt sich nicht einmal bestimmt behaupten. In dem gedruckten Schlussgesang ist zweimal vom Gähnen die Rede, gleich auf den ersten Seiten dicht hinter dem Selbstgespräch, in welchem Vastola ihre Unzufriedenheit mit dem zärtlichen Schäferleben zuerst verrät, und wieder später, als Pervontes Unbehagen bei dem Besuch der Gäste aus Neapel auf seinem Landgute geschildert wird. Der Rachen der Hyäne kann natürlich aber auch an einem andern Orte erwähnt gewesen sein, da Wieland möglicherweise mit dem Gleichnis auch das Gähnen selber weggelassen hat.

Deutlicher lässt sich aus Herders Worten der ursprüngliche Ausgang des Märchens erkennen: Pervonte kehrte nicht bloss arm und hässlich, sondern auch plump und dumm wie früher in die Hütte seiner Mutter zurück, und Vastola blieb ohne quälende Erinnerung an das verscherzte Glück. Es fehlten also in der Handschrift, auf die sich Herders Brief bezieht,

sicher die letzten neunzehn Verse des Druckes; das Gedicht schloss hier höchst wahrscheinlich mit den Worten: „Kurz alles setzt sich in seinen alten Stand.“ Ebenso fehlten zwei oder drei Seiten vorher die Verse, in denen es ausgesprochen war, dass Pervontes Verstand nicht mit den übrigen Feengaben verschwinden sollte, also das die Rede der Feen abschliessende Reimpaar:

„Nur den Verstand, den du gehörig zu verwalten
Gelernt hast, sollst du, uns zu Ehren, noch behalten!“

und ferner die letzten vier oder auch fünf Zeilen in den Worten, mit denen der heimkehrende Pervonte die erstaunte Mutter begrüsst. Alle diese Verse lassen sich ohne jegliche Störung des Reimgefüges und ohne eine auffällige Lücke im Sinn oder im Fluss der Darstellung aus dem gedruckten Texte wegstreichen, so dass wir am Ende nur ihr Fehlen anzunehmen brauchen, um die ursprüngliche Gestalt des Schlusses unsrer Dichtung aus der spätern Fassung herauszuschälen. Doch dürfte damit bloss bei den auf Vastola bezüglichen Sätzen das Richtige getroffen sein. Dagegen möchte man nach Herders Brief vermuten, dass in den dem Pervonte selbst gewidmeten Schlusszeilen dieser ausdrücklich wieder als der alte Lämmel geschildert, ja wohl auch wörtlich so bezeichnet war; Wieland hätte demnach hier, als er dem Rate des Freundes folgte, nicht nur einige neue Verse einzusetzen, sondern auch ein paar überflüssig gewordene ältere zu streichen gehabt.

Augenscheinlich auf Herders Brief über den „Pervonte“ antwortet Wielands Schreiben vom 9. Januar 1795, das im vierten Band seiner „Ausgewählten Briefe“ (Zürich 1816, S. 34 f.) längst gedruckt vorliegt: „Aus vollem Herzen danke ich Ihnen, mein innigstverehrter Freund, für Ihren aufmunternden Beyfall, und noch mehr für die Erinnerungen, deren Richtigkeit ich so ganz fühle, und die ich gewiss nicht auf die Erde fallen lassen werde. Mündlich nächstens das Mehrere hierüber. Jetzt muss ich Ihnen nur mit zwei Worten sagen, wie glücklich mich dieser Beweis Ihrer Liebe macht. Ich fühle unbeschreiblich

mehr hierbey, als ich sagen kann und will. Möchten Sie in meine innerste Seele blicken können! Doch gewiss Sie können's und sonach kein Wort weiter von einem Gefühl, das zu rein ist, um ausgesprochen zu werden. Ich möchte Ihnen meine Dankbarkeit gern sichtbar darstellen können, und weiss mir nicht anders zu helfen, als dass ich Ihnen und meinen nachsichtsvollen Freunden nun auch die *Wasserkufe* vorlege.“

Dass dieser Dank ehrlich gemeint war, bewies der Dichter am besten dadurch, dass er die kritischen Bemerkungen des feinsinnigen Beurteilers samt und sonders sich zu Herzen nahm und bei den Verbesserungen, an die er sich alsbald gemacht haben dürfte, sich durch die Winke des Freundes auch im einzelnen geradezu leiten liess. Auffallend bleibt an Herders Brief nur, dass er die Begebenheiten im letzten Gesang „etwas gedrängter“ herbeigeführt fand; wir empfangen heute vielmehr fast den entgegengesetzten Eindruck, dass, wenn auch ein grösserer Zeitraum in diesen dritten Teil eingeschlossen ist als etwa in den zweiten, doch die Begebenheiten nicht so gedrängt aufeinander folgen wie dort, wenigstens nicht so wie dort einen ununterbrochenen Fortschritt der eigentlichen Handlung bewirken. Schade, dass kein Wort Herders diese zunehmende Breite der Darstellung im Schlussgesange rügte; vielleicht hätte ein solcher freundschaftlicher Tadel den Verfasser angespornt, bei der letzten Durchfeilung des Gedichts zum Besten der künstlerischen Gesamtwirkung noch an verschiedenen Stellen gewisse Züge „wegzubringen“, die den raschen Gang allzu sehr aufzuhalten scheinen.

In das Lob Herders stimmten die übrigen Weimarer Freunde ein. Johannes Falk rühmte den „Pervonte“ als Wielands „genialischestes Product“, in welchem er „unvermuthet selbst schaffend geworden“ sei.¹⁾ Er hat uns auch die schönen Worte aufbewahrt, mit denen Goethe am Begräbnistage des befreundeten Dichters (25. Januar 1813) an die Vorzüge des „Per-

¹⁾ Karl August Böttiger, *Literarische Zustände und Zeitgenossen*, Leipzig 1838, Bd. I, S. 257.

vonte“ erinnerte.¹⁾ Goethe hatte, um sich von den trüben Gedanken der letzten Tage zu befreien, gerade zu dieser Dichtung des Verstorbenen seine Zuflucht genommen und pries nun sie und, von ihr ausgehend, Wielands poetische Eigenart überhaupt mit warmer Begeisterung: „Die Plastik, der Muthwille dieses Gedichtes sind einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar. In diesem und ähnlichen Producten ist es seine eigentliche Natur, ich möchte sogar sagen, aufs allerbeste, was uns Vergnügen macht. Der unvergleichliche Humor, den er besass, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, dass er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte . . . Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie ‘Pervonte’ und andere öfters in Gesellschaft vorzulesen. Es fodert indessen einige Vorbereitung. Wieland’s Verse wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen seyn, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturel, was in ihm vorherrscht. Alles Fluss, Alles Geist, Alles Geschmack! Eine heitere Ebene ohne den geringsten Anstoss, wodurch sich die Ader eines komischen Witzes nach allen Richtungen ergiesst und, je nachdem die Capricen sind, wovon sein Genius befallen wird, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschont. Keine, auch nicht die entfernteste Spur von jener bedachtsam mühseligen Technik, die Einem die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwidermacht, oder wol gar auf immer verleidet . . .“

Übrigens war Wieland selbst mit seiner Arbeit wohlzufrieden. Seinem Schwiegersohn Karl Leonhard Reinhold berichtete er in einem langen Briefe vom 25. und 26. Dezember 1794 mit stolzer Freude, wie fleissig er im letzten Jahre gewesen sei: „Auch hab’ ich zum *Pervonte*, einem meiner besten Märchen, das aber mit dem 2. Theil noch nicht vollendet war, den dritten Theil hinzugefügt, wodurch er nun ein Ganzes,

¹⁾ Johannes Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, Leipzig 1832, S. 156 f.

und (wenn ich selbst eine Stimme dabey hätte) eines meiner besten Machwerke geworden ist. Ich habe bey dieser Gelegenheit die Entdeckung gemacht, dass ich noch Verse machen kann, und ich stehe nicht dafür, dass mich dieser wenigstens eingebilddete Success nicht noch zu einigen Thorheiten in diesem genre verleiten könnte.“¹⁾

Auch in den weiteren Kreisen der Leser scheint „Pervonte“ den verdienten Beifall gefunden zu haben. Ein jüngerer, in gelehrter und schöner Literatur gleichmässig tätiger Schriftsteller, Georg Gustav Fülleborn in Breslau, verfasste sogar im letzten Jahre seines kurzen Lebens (1802), nachdem er eben Wielands morgenländische Erzählung „Hann und Gulpenhee“ zu einem komischen Nachspiel umgearbeitet hatte, eine komische Oper in drei Aufzügen „Pervonte oder die Wünsche“. Über ihren Inhalt berichtete ausführlich Johann Gottlieb Schummel in der kleinen Schrift „Garve und Fülleborn“ (Breslau 1804, S. 33—51) und theilte bei dieser Gelegenheit zahlreiche Bruchstücke daraus im Wortlaut mit; später wurde noch fast der ganze erste Aufzug in dem von Kotzebue und August Kuhn herausgegebenen Unterhaltungsblatt „Der Freimüthige“ vom 30. Juni und 1. Juli 1808 abgedruckt.

Fülleborn musste aus Rücksicht auf die Bühne und auf die musikalischen Erfordernisse eines regelrechten Operntextes von der Wielandischen Dichtung, die er seiner Arbeit durchweg zu Grunde legte, mehrfach abweichen. Um den Szenenwechsel möglichst zu beschränken, setzte er erst mit der „Cocagne“ ein und schob der eigentlichen Darstellung des Volksfestes nur eine Szene im Königsschlosse voraus, die uns über den Grund dieser Veranstaltung, über die unerklärliche Geburt der Zwillinge vor mehr als sieben Jahren, unterrichtet, in der zugleich die Prinzessin dem ungläubigen Vater ihre Unschuld versichert. Dabei machte er es sich freilich in jeder

¹⁾ Vgl. die Dresdener Abendzeitung vom 29. Dezember 1825, Nr. 311, S. 1242; dazu Alexander Meyer Cohn, Katalog einer Autographensammlung zur Geschichte der deutschen Literatur, Berlin 1886, S. 18.

Beziehung sehr bequem. Er liess einen von Vastolas höfischen Bewerbern, einen Grafen Imperiali, der seinen Namen vermutlich nur dem „Fiesco“ Schillers verdankte, von einer langen Reise gerade zurückkehren, und ihm, der in seiner Liebe zu der spröden Königstochter schon fürchtet, das Volksfest möchte die Feier ihrer Vermählung bedeuten, setzt nun der Seneschall, meist mit Wielands eignen Worten (und zwar nach den Lesarten der späteren Ausgaben des Gedichts), das Geschehene auseinander. So wiederholt er z. B. ziemlich silbengetreu die Verse, in denen Wieland die Bemühungen der Gelehrten von Salern verspottete, die unbegreifliche Herkunft der Zwillinge zu erklären, und namentlich die Schilderung Wielands von den beiden dem Volksfest vorausgehenden Versuchen, den Vater der Kleinen unter den Herren des Hofes oder unter den Bürgern der Stadt zu entdecken. Wenn die Szene von Anfang an für die musikalische Komposition berechnet war, sind die wörtlich von Wieland herübergenommenen Versgruppen nicht immer glücklich ausgelesen; mehr Beifall verdient dagegen ihre Wahl, wenn Fülleborn, was auch in der Tat wahrscheinlicher ist, sich die Szene nur gesprochen dachte. Die von ihm selbst hinzugefügten Partien des Dialogs jedoch und besonders die Arie der Prinzessin und die des Seneschalls über die Kraft des Instinkts fielen recht schwach aus; jene ist ganz konventionell gehalten, dichterisch ohne jeden Wert, und diese wirkt nicht komisch, wie sie nach der Meinung des Verfassers sollte, sondern nur äusserst läppisch. Auch die Chorgesänge bei dem Volksfest zeichnen sich weder durch Geist noch durch Humor aus. Dagegen ist das Erscheinen Pervontes, den die Kinder liebkosend begrüssen, das Entsetzen aller über seine Hässlichkeit, der Urteilspruch des Königs, ebenso das von Fülleborn hinzugedichtete allgemeine Flehen für Vastola und Imperialis vergebliches Anerbieten, ihr seine Hand zu reichen, endlich der Vollzug des Urteils zwar in konventionellen, poesielosen Versen (die übrigens im Wortlaut nur ganz selten an Wielands Dichtung anklingen) und ohne jede schärfere Charakterisierung im einzelnen, aber theatralisch nicht ungeschickt und namentlich im

Hinblick auf die musikalische Behandlung einer bewegten, personenreichen Ensembleszene äusserlich wirkungsvoll ausgeführt.

Der zweite Akt beginnt mit der Landung der Tonne, in der die Verurteilten staken, an einem öden Felsenstrande. Hier erst klärt Pervonte die Prinzessin über die Herkunft der Kinder auf und bewirkt alsbald, nachdem sie seine Willfährigkeit durch einen Kuss erkaufte hat, die Verwandlung der wüsten Gegend in ein herrlich ausgestattetes Schloss mit Garten, Meierei und allem Zubehör. Um aber dem Musiker Gelegenheit zu mehrstimmigen Gesängen zu verschaffen, lässt sich Vastola gleich nachher auch zwei Zofen und den Grafen Imperiali herbeiwünschen. Dann dringt sie mit einer grossen Arie, die sich in den banalsten Gedanken und Versen bewegt, in den heftig und angeblich komisch widerstrebenden Pervonte, dass er sich Schönheit wünsche. Er gibt endlich nach, bedingt sich aber — augenscheinlich aus bühnentechnischen Gründen —, dass die Metamorphose erst in der Nacht, das heisst in der Pause zwischen dem zweiten und dritten Aufzug, erfolge.

Diesen dritten Aufzug eröffnet eine erneute, leidenschaftliche Werbung Imperialis um die Liebe der Prinzessin. Sie aber fühlt sich durch „heil'ge Bande“ an Pervonte gefesselt und umarmt voll Entzücken den zum Adonis Verwandelten, der zum frohen Erstaunen aller jetzt hereintritt. Seine albernen Reden, mit denen nur leider Fülleborn keine witzige Wirkung zu verbinden wusste, bestimmen Vastola gar bald, Verstand für ihren Gatten von den Feen zu erbitten. Sobald ihm auch diese Gabe zuteil geworden, wünscht er sich mit den Seinigen an den Hof von Salern zurück, wo der trauernde König sie mit „namenlosem Entzücken“ begrüsst, ohne dass diese plötzliche Wandlung seines Herzens auch nur mit einem Worte begründet würde. Er erhebt Pervonte zu sich auf den Tron, ernennt Imperiali zum Herzog, und alle stimmen moralisch-lehrhafte Gesänge, denen nur die Poesie fehlt, über das weise und gnädige Walten der Vorsehung an. Da erleuchtet plötzlich ein Zauberglanz den Saal, und in ihm lassen sich von weitem die Stimmen der Feen hören, die, weil nun Pervonte glücklich

am Ziele ist, die Gabe des Wünschens ihm wieder nehmen, und jubelnd fallen alle in die Verse des Feengesanges ein.

Während Fülleborn für den zweiten Akt seiner Oper noch einige Male Wielands Dichtung wörtlich benutzte, scheint er im dritten Aufzug dazu fast keine Gelegenheit mehr gefunden zu haben. Mehr und mehr suchte er selbständig seinem Vorbilde gegenüber zu treten; zuletzt erfand er für die märchenhafte Handlung einen neuen Schluss, der beinahe wie eine Verschmelzung des Ausgangs im ursprünglichen Märchen (auch in der „Bibliothèque des romans“) und des flüchtigen Besuchs im Schloss zu Salern bei Wieland aussieht. Von Wieland stammt dabei auch die erneute Erscheinung der Feen, die jedoch nach Fülleborns Meinung nicht auf die Bühne selbst heraustreten sollten. Aber wie diese Stimmen der Feen bei ihm ohne rechten Grund und tieferen Sinn ertönen, so vermisst man auch vorher in dem, was nicht unmittelbar aus Wielands Dichtung herübergenommen ist, und oft auch in der Art, wie das wortgetreu Entlehnte theatralisch verwertet wird, jede wirklich künstlerische Begabung. Die allerbescheidensten Forderungen psychologischer Wahrheit und lebendiger Charakteristik bleiben unerfüllt; von einer auch nur notdürftig dramatischen Gestaltung des Stoffes und dichterischen Ausführung des Einzelnen in Vers und Sprache kann nicht die Rede sein. Das ernste Pathos missglückt dem Verfasser ebenso sehr wie der komische Witz; selbst die äusserliche theatralische Wirkung hätte er mit Leichtigkeit viel höher steigern können. Aber unter den trivialen Operntexten, mit denen sich die deutschen Tonsetzer um jene Zeit fast ohne Ausnahme behelfen mussten, mochte sich Fülleborns Arbeit immerhin als ein besserer Versuch ausnehmen; das überschwängliche Freundeslob freilich, das ihr der Herausgeber Schummel spendete, verdiente sie in keiner Weise.

Schummel komponierte auch in seiner Begeisterung, obwohl er sich nur als Dilettanten fühlte, sogleich probeweise einige Verse des ersten Aktes und teilte den nicht übel gelungenen, nur recht unselbständigen Versuch 1804 im Anhang

zu seiner Schrift über Fülleborn mit. Die ganze Oper setzte kurze Zeit darauf — vor dem Abdruck des ersten Aufzugs im „Freimüthigen“ von 1808 — ein Mitglied des Breslauer Theaters, J. Miller, in Musik. Ob sie hernach auch zur Aufführung gelangte und mit welchem Erfolge, darüber ist nichts bekannt.

Auch von späteren musikalischen oder sonstigen dramatischen Bearbeitungen des Wielandischen Märchens verlautet nichts. Ein Jahr nach dem Druck des vollendeten „Pervonte“ traten Tiecks Volksmärchen ans Licht; damit kam die neue Gattung des romantischen Märchens auf, dessen unvergleichlich kühnere, oft dazu mit Satire und Ironie gewürzte Phantastik mit den andern einfacheren Märchen der Aufklärungszeit auch Wielands anmutige, aber in ihrem letzten Teile gleichfalls einer aufklärerischen Moral dienende Feengeschichte für die nächsten Jahrzehnte aus der Gunst des deutschen Publikums verdrängte.

Anhang.

Unter den Handschriften der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindet sich ein Sammelband von 205, zum grössten Teile beschriebenen Blättern mit der Aufschrift „Damenbriefe an Wieland, besonders von S. La Roche“. Er enthält im ganzen 97 Briefe von 12 Verfasserinnen und 3 Verfassern, die meistens aus irgend einem äusserlichen Grunde in die weibliche Gesellschaft geraten sind: neben Herder, dessen Schreiben ich oben S. 174 f. mitgeteilt habe, sind nämlich auch Georg Michael Frank von La Roche, Sophiens Gatte, mit zwei Briefen und der Dechant Damian Friedrich Dumeiz in Frankfurt a. M. mit einer kurzen Nachschrift zu einem Briefe Sophiens vertreten. Dazu kommt ein mittelmässiges Gedicht des Prinzen August von Sachsen-Gotha an Thümmel („An den Verfasser der Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, im Jahr 1785 bis 1786“), ein grösserer Abschnitt aus Sophiens Roman „Rosaliens Briefe“ (Bd. II, S. 1 ff., Brief 64, aber mit mehrfachen, grösseren Abweichungen vom gedruckten

Texte), eine schwärmerische Betrachtung Sophiens über Joseph II. (wohl in der Hauptsache identisch mit dem mir nicht zugänglichen Schriftchen „Joseph II. nahe bei Speier im Jahre 1781“), endlich eine dürftige Probe aus den Gedichten Julie von Bechtolsheims.

Für die literargeschichtliche Forschung sind diese Handschriften bisher nur wenig benutzt und nur selten einmal das eine oder andre Blatt daraus abgedruckt worden. Und doch bieten sie nicht nur für die Geschichte von Wielands Leben und Werken manchen beachtenswerten Aufschluss, sondern gewähren uns auch mehrfach einen belehrenden Einblick in das Treiben seiner Freunde und namentlich in die Weimarer Verhältnisse. Nicht alle Briefschreiberinnen zwar vermögen noch heute unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Verschiedne sprechen nur ihre Verehrung für den Dichter und Menschen in begeisterten Worten aus oder berichten über eigne literarische Versuche, für die sie Wielands Rat und Urteil, gelegentlich auch die Aufnahme in den „Teutschen Merkur“ oder eine Äusserung des berühmten Mannes als Vorwort erbitten; so Julie von Bechtolsheim, Susanne von Bandemer, geb. von Franklin, Gräfin Tina Brühl, Madame de la Fite und andere. Auch ein langes, um Unterstützung in bitterster Not flehendes Schreiben von Julie Penz, die später einen Sprachlehrer de Roquette heiratete, sich übrigens auch gelegentlich in Gedichten versuchte, befindet sich unter den weniger anziehenden Stücken des Sammelbandes. Dagegen lohnen einige andere Briefe aus Wielands Weimarer Zeit eher eine genauere Betrachtung. Sie rühren von Damen der Weimarer Hofgesellschaft, von der Herzogin Anna Amalia selbst und von der Karschin her. Veröffentlicht wurde bisher darunter nur das zeitlich erste Schriftstück, der lange, französische Brief der Herzogin vom 29. März 1772, den Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay 1874 in seinem Buche „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch“ (S. 242 ff.) mitteilte. Die übrigen mögen hier teilweise oder vollständig, je nachdem sie des Abdrucks würdig erscheinen, genau nach dem Wortlaute der

Handschriften folgen,¹⁾ mit allen Verstößen gegen Grammatik und Rechtschreibung, an denen mehrere von ihnen nur allzu reich sind.

Bei chronologischer Anordnung machen zwei Briefe ohne Unterschrift den Anfang, aus „Steden“ datiert, worunter Stedten bei Erfurt oder der gleichnamige, von Weimar ziemlich gleich weit entfernte Ort bei Kranichfeld verstanden sein kann. Nach einer bibliothekarischen Bemerkung aus neuerer Zeit, die freilich durch keine Angabe genauerer Gründe gestützt ist, wäre als Verfasserin vielleicht eine Gräfin Hatzfeld zu vermuten, die selbstverständlich nicht dieselbe Person wie die in den Briefen Wielands an Frau von La Roche erwähnte Gräfin Luise von Hatzfeld sein könnte. Ich glaube jedoch die beiden Briefe vielmehr der Freifrau von Keller, Gemahlin des gothaischen Staatsministers von Keller, zuweisen zu sollen, die auch im Subskribentenverzeichnis zum „Agathon“ von 1773 als „Frau Geheime Räthin von Keller, geb. von Bechtolsheim, zu Stedten“ — Stedten bei Erfurt ist hier gemeint — und zwar als Bestellerin von vier Exemplaren erscheint. Ihre Tochter Julie, von Wieland als Psyche besungen, war mit dem Bruder ihrer Mutter, dem gothaischen Oberamtmann Johann Ludwig Freiherrn von Bechtolsheim, der dann als Vizekanzler der weimarischen Landesregierung nach Eisenach kam, vermählt — im zweiten der folgenden Briefe ist mehrfach darauf angespielt — und ist dieselbe Dame, die in einigen viel späteren Briefen unsers Sammelbandes (vgl. oben S. 185) Wieland um Rat über ihre eignen dichterischen Versuche bittet.

Der erste Brief der Freifrau von Keller, auf die beiden ersten Seiten eines in 8^o gebrochenen Quartblattes mit flüchtigen, nicht immer ganz deutlichen Zügen geschrieben, redet von einer unmittelbar bevorstehenden, schweren Operation, deren

¹⁾ Für die bereitwilligst gewährte Erlaubnis, diese Handschriften längere Zeit in München zu benutzen und nach Belieben Briefe daraus mitzuteilen, sei dem Direktor der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden, Herrn Geheimen Hofrat Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, auch hier der ergebenste Dank ausgesprochen.

zweifelhaftem Ausgange die Dame mit ruhiger Ergebung entgegen sieht, nur von Sorgen für das Glück ihrer Kinder erfüllt. Diesen Gedanken fügt sie erst am Schluss des Briefes einige literarische Bemerkungen bei, die sich auf Gotters „Epistel über die Starkgeisterey“ im „Teutschen Merkur“ vom Juli 1773 (S. 3—38), auf Mendelssohns „Phädon“ und auf die letzten Kapitel des soeben in zweiter Auflage erschienenen „Agathon“ beziehen. Ich beschränke mich auf die Mitteilung dieser Schlusssätze:

a St. ce 27. d'Oct. 1773.

— — — — —
Je me ferai lire demain l'admirable Epitre de Gotter, et je reviendrai apres a mon Cher Phaeton, pourquoi hélas cette Philosophie d'Argitas dont nous avons tant parlé ne se trouve-t elle pas en Agathon, ou plutot pourquoi n'etes vous pas a meme de venir en nourrir mon ame.

Der zweite Brief (ebenfalls ein in 8^o gebrochenes Quartblatt, das auf allen vier Seiten mit flüchtigen, aber deutlichen Zügen beschrieben ist) knüpft an den Weimarer Schlossbrand vom 6. Mai 1774 an, spricht mit grösster Verehrung von dem Grafen Johann Eustach von Görtz, dem Erzieher Karl Augusts, mit schwärmerischer Begeisterung von dem Prinzen selbst und handelt in seiner zweiten Hälfte, von der ich im folgenden nur die Schlusssätze mitteile, von Familienangelegenheiten der Schreiberin, bei denen sie gelegentlich Wielands Rat und Hilfe in Anspruch nimmt.

a Steden ce 7. Juin 1774.

Il y a un Mois d'ecoulé, Cher Ami, depuis le malheur arrivé a notre Cher Weimar, trop discrete pour vous ecrire dans les premiers jours de cette Calamité, je me suis contentée des peu de mots que mon Gendre a pris sur lui, de vous dire de ma part. Vous savés ce que je pense pour vous, pour notre Ami le C^{te}, et pour votre jeune Maitre c'est vous dire, ce que je dois avoir senti a cette affreuse nouvelle. Je benis Dieu de ce que la Santé de tout ce qui nous est cher, n'a pas souffert de cette cruelle Catastrophe, et

penetrée d'admiration de tout ce que j'ai oui dire de votre jeune Heros, je me suis ecrié, avec l'enthousiasme du Sentiment (lorsqu'un me racontoit une ancienne prediction, que Weimar trouveroit un immense tresor quand son Chateau seroit consumé par les flammes) Le tresor est tout trouvé, c'est son Prince.¹⁾ Que Dieu vous conserve ce tresor inestimable dont l'existence fait les delices de son Peuple, et dont Sa vie, fera la Gloire et le bonheur. *Heros* par le Sang qui coule dans ses veines, *Sage* par principe, *Prince Ami de l'humanité*, *Pere de ses Sujets* et *Legislateur Philosophe*, il etonnera son Siecle, et les suivants citerons²⁾ ses vertus comme un exemple a suivre par les Dieux de la terre. Je vous felicite Cher Wieland d'avoir été élu Danischmende de cet incomparable jeune Souverain, et j'admire, et je benis le Comte, d'avoir porté³⁾ a ce degrés de perfection l'Education d'un Prince Hereditaire au milieu de sa Cour. C'est bien lui qui est cet Architecte Athenien, auquel vous m'avés fait l'honneur de me comparer, lorsqu'a votre Satisfaction j'avois fini un Ouvrage d'une bien moindre importance que celle que notre Comte vient de finir aussi glorieusement. Dites lui si vous en trouvés le moment que je le nomme notre Comte, parceque je le crois mon Ami, et parceque je compte³⁾ gouter les fruits de ses travaux en partageant avec mes Enfants, s'ils vont s'etablir a Eisenach le bonheur de vivre sous les douces et Sages Loix du Lycur-gue Son Eleve. — — — — —

Pardon de la peine que je Vous donne, mais vous etes mon Ami, ce titre, cette qualité precieuse, est mon excuse,

1) Vgl. dazu auch Wielands Brief an Zimmermann vom 3. Juni 1774: „Wünschen Sie mir zu meinem Prinzen Glück. Er hat sich am sechsten May und in den folgenden Tagen wie ein Held und wie ein Menschenfreund aufgeführt. Was ist ein halb abgebranntes Schloss gegen die herzliche Liebe seines Volkes, die er durch sein ganzes Betragen in diesem Unfall gewonnen hat.“

2) So in der Handschrift.

3) In der Handschrift ist das Wort verschrieben: compter.

Qu'elle soit mon egide contre tous mes Ennemis, et pour tous les tems de ma vie la Consolation de mes jours, comme elle a fait la felicité d'une des plus heureuses années de mon existence.

Aus den folgenden Jahren enthält der Dresdener Sammelband zwei zum grössten Teile gereimte Briefe von Anna Luisa Karschin, die vielleicht auch wegen der wiederholten Bezugnahme auf Goethe Beachtung verdienen; dem ersten dieser Briefe war ja auch die Antwort der Dichterin auf Goethes Schreiben vom 17. und 28. August 1775 beigeschlossen. Im übrigen klärt uns dieser nämliche Brief der Karschin noch etwas genauer über die Gründe auf, aus denen Wieland seit dem Beginn des Jahres 1776 keine Theaterberichte mehr in seinem „Merkur“ brachte, als dies bisher aus seiner eignen Erklärung im Januarheft seiner Monatsschrift von diesem Jahre (S. 92 f.) zu ersehen war. Er rechtfertigte hier seinen Entschluss durch die Beschwerden und Klagen, die ihm die früheren Berichte zugezogen hatten, und durch die eigne, beständige Furcht vor ungerechten Urteilen, zu denen ihn etwa die unzuverlässigen Mitteilungen seiner Korrespondenten veranlassen könnten, und führte als Probe für diese Unzuverlässigkeit das — allerdings grausame — Verdikt an, das er auf Grund solcher Mitteilungen im September 1775 (S. 280) über die Schauspielerin Frau Henisch bei der Döbbelinschen Truppe in Berlin gefällt hatte: „Madam *Henisch*, die in Berlin wegen — wegen ich weiss selbst nicht was — gefallen; vielleicht wegen ihrer Figur und Jugend. Sie hat noch den schleppenden langweiligen Ton, und das nichts sagende Gesicht, das sie als Demoiselle *Gieranek* hatte.“ Nun, im Januar 1776, berief er sich auf das ganz ungemeine Lob, das in einem Privatbriefe an ihn derselben Frau Henisch wegen ihrer alles bezaubernden Kunst wie wegen ihres sittlichen Charakters gesendet werde, und erkannte dieses Lob als ein „ganz vollgültiges Zeugnis“ vor allem deshalb an, weil es „von einer Frau“ herrühre, „die, in Sachen worüber Genie und Gefühl zu erkennen haben, unter den *Männern* eine

Stimme hat“. Wir erfahren jetzt, dass dieser Brief, aus dem das Januarheft des „Merkur“ einen grösseren Abschnitt mitgeteilt hatte, von der Karschin verfasst war. In demselben Aufsatz über das Berliner Theater aus dem September 1775 (S. 279) hatte es nun aber auch geheissen: „Demoiselle *Huber* ist der Abgott des Berlinischen Publikums, und ist es mit Recht. Besonders glaub ich, dass sie in den lebhaften Rollen, und in der Operette uns die ehemalige Demoiselle Steinbrecher ersetzen wird.“ Auch dagegen verwahrt sich in unserem Briefe die durch Wielands Nachgiebigkeit gerührte und durch sein Lob geschmeichelte Dichterin, doch wohl in der Meinung, dass er jetzt auch dieses Urteil in seiner Zeitschrift widerrufen solle. Doch erwies ihr Wieland diesen Liebesdienst nicht; vielleicht vermutete er als letzten Beweggrund zu ihren absprechenden Worten über die Huberin doch ihre einseitig-persönliche Vorliebe für deren Nebenbuhlerin, die auch in unserm Briefe mehrmals erwähnte Madame Henisch. Auch das Lied auf diese Freundin, von dem am Schlusse des Schreibens die Rede ist, druckte er im „Merkur“ nicht ab.

Welchen „edlen Basler Mann“ der zweite Brief der Karschin bei Wieland einführen sollte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Beide Briefe sind mit deutlichen (der zweite auch mit ziemlich grossen) Zügen, die stets alle vier Seiten füllen, geschrieben, der erste auf ein in 8^o gebrochenes Quartblatt, der zweite auf einen halben Bogen in 4^o. Mit der Orthographie und oft auch mit der Grammatik nimmt es die Verfasserin sehr wenig genau; besonders verwechselt sie gern Dativ- und Akkusativ-Endungen. Ich gebe im folgenden beide Briefe möglichst genau wieder; Majuskel und Minuskel lassen sich aber manchmal in der Handschrift der Karschin kaum sicher unterscheiden.

1.

Lass dich den Stolz nicht übermeistern
inn der entzückung die du hast

Ja lieber Wieland ja der Schönste vonn den Geistern

die Schöngeschaffen sind ist dieser Theure Gast
 den Weymahr froher auffgenommen
 als Syracus den weisen Mann
 der aus Athen dahin gekommen —
 O dass Ihm¹⁾ doch dein Arm nicht zu uns bringen kann
 Versuche deine Macht imm überredungszwange
 und komme mitt Ihm ann die Spree
 und wenn du kommen willst dann bleibe mir nicht lanng
 Beginne deinem¹⁾ flug so bald der frische Klee
 dass Junge Veilchen will verstecken
 Bring auch dein Süßes Weib und deine Kinnder mitt
 Die Musen sollen Euch hier Ihre Taffel deken
 und Flora soll vor Eurem Tritt
 auss unssrem feuerheissen Sannde
 mitt nie gesehner wunder Krafft
 so schöne Blumen ziehn als gingt Ihr in demm lannde
 wo Sulzern die natur zwoo neue lungen schafft,

Dass wäre doch Ein Götterfest für mich, und für viele,
 bester Wieland, machen Sies möglich. Gleim kömmt gewis
 nach Berlin imm MayMond, und ich würde wieder jung
 wenn Er, und Wieland und Göthe mitt mir im Hayn
 gingen, geben Sie doch Ihrem Gastfreunde mein beyge-
 schlossnes schuldopfer ab, ich binn Ihm anntwort schuldig
 seit den ersten Tagen des Traubenreichen Herbstes. Er
 wird die Verhinndrungsursache finnden im Brieffe, und
 sehn dass mein Schweigen nicht Einmahl zu den untter-
 lassungsSünden gehört, Ihr Jüngsterhaltnes Brieffchen hatt
 mir viel freude gemacht, lies michs vergessen dass Sie mir
 so lanng nicht schrieben, ich habs abgeschrieben meiner
 Cloee geschickt, dass wird Ihr gut gethan haben, Sie wird
 Ihren Sohn oder Ihre Tochter nun mitt leichtteren¹⁾ schmerz
 bringen, ich hoffe davon alle Tage nachricht, Sie war schon
 vorher entzükt, über Einem¹⁾ Kopf der Calliste, den mir Co-
 dowieky so leicht, so meisterhaft, und so getroffen auff milch-
 weissen¹⁾ Dafftband hinnwarff, dass michs staunen machte,

¹⁾ So in der Handschrift.

ich Mahlt Ihm in drey oder vier Zügen den Kopf meiner Cloee vor, und der Treffliche Künstler behielt die Idee, machte keinen fehler, als Einem¹⁾ worann ich selbst schuld war, ich hatte vergessen, ich hatt Ihm nicht gesagt dass mein original etwas schmalwanngicht wäre, dass gesicht ward ein wenig zu voll, aber dass auge, der Mund, die gannze Seele in die¹⁾ Miene, imm Blik ausgegossen, alles war da, war so lebhaft hinngetuscht dass mann die Henischin erkannte, Sie mein liebster Wieland verdienen noch Ein halbes Duzend Brieffchen, und zwanzig lieder wenn ich Sie Sinngen könnnte wegen der Güthe des herzens die aus Jeder Zeile Ihres Brieffchens hervorleuchttet, Dank Tausend Dank davor, ich hätte nicht verlangt dass Ihr mercur dem¹⁾ Theaterarttikel künfftig weglassen sollte, aber dieser geflügelte Bohtte müsste wahrheitsliebhaber wählen die weder zu viel noch zu wenig sagtten, die unparteiisch wären, und selbst die fehler Ihrer lieblinge, selbst die vollkommenheiten Ihrer wiederwärtigen anzeigttten, ich habe den arttikel über unsere bühne nicht gelesen, find aber dass man Ihnen die Huberrin als die vollkommenste Actrice vorgemahlet, ich habe mirs sagen lassen, man log Ihnen, Sie ist lebhaft im comischen, aber Sie heült im hohen Tragischen Spiel, und ward seit der Zeitt schlechter dass mann Sie zu sehr lobtte, Ihre Figur hatt nichts anziehendes für die Kenner des feinen, für den Lieber der schönen natur, doch genug hiervon, ich wiederhohle meine erkäntliche aussruffung, haben Sie Dank Tausend Dank liebe gutte männliche Seele, behaltten Sie mich im freundesandenken, grüssen Sie alles was Ihnen angehört von mir, ob ich gleich allen körperlich unbekant binn, leben Sie schäfferfrölich, geben Sie der wellt bald wieder Eine neue Geistgebuhrt, und denken Sie sehr herzlich auff die reise nach Berlin wegen Ihrer herzlichsten freundin

Berlin den 17 feb. 1776.

meine Tochtter grüsst Sie Ehrbiettig,

A. L. Karschin

¹⁾ So in der Handschrift.

und ich bitte, wenns noch Zeit ist:
im liede auff Madam Henisch an stat
Gärtner Mädchen rosen Mädchen zu
sezen, doch ists erste auch gut.

2.

Dir lieber Wieland muss mein Herz noch Grüsse sagen
durch Einem¹⁾ Edlen Basler Mann
der sich bey uns ergötzt inn schönen Blumentagen
und es nicht möglich machen kann
noch lännger hier zu sein wo Er mannh Herz gewan —
Er ist Ein liebenswehrt Geschöpfe
aus Jenem lannde bergverschannzt
wo sich die dennkart freyer Köpfe
von Sohn zu Sohne fortgepflannzt
Du kennst diss lannd, bist da gewesen
Kennst Seine Bürger, hast alda
dir mannen freund von Herzen ausserlesen
dem¹⁾ dein verstand des Wahlrechts würdig sah —
must auch gewis den Schweizer lieben
sonnst würd Er nicht nach Weymar hinn
mitt so viel schneligkeit getrieben
Er kömmt und saget dir dass ich offft kränklich bin
amm cörper, aber nicht am Geiste
Ich aber sage dir durch Ihn
dass ich schon monndenlanng mich mitt der hoffnung Speisstte
du kämst ann Götens Hand von Weymar nach Berlin
Ihr kommt nicht, lasse mich doch wissen
ob Gleim den rosen Monnd bey Euch genoss
ich hab auff Briefe lauren müssen
und dennke dass Er sich entschloss
auff Eures fürsten flur Sich rosen abzubrechen
Die Süsser dufftten, und vielleicht
nicht so wie anndre rosen stechen

¹⁾ So in der Handschrift.

weill Ihr durch SüsGesang die Flora habt erweicht
 Sie ohne Dorn hervorzubrinngen
 Ich möchtte gern für Eurem ohr
 mein unnharmonisch liedchen sinngen
 vielleicht käms Euch doch lieblich vor
 denn selbst die Grasemüke reizet
 Zum horchen nächst der nachttigall gesannng
 Ich käme mitt den¹⁾ Mann der sehr nach liedern geizet
 und bliebe bey Euch wochenlanng
 Ich käme warrlich — aber frage
 nur nicht was mich zurück kann ziehen
 was hülfft es dass ich dirs erst sage
 Genug mich lässt ein Gott nicht von der Stelle fliehn
 ich binn gefesselt ann Berlin
 und hoffe dennoch eh mich Cahron überkahnet
 Euch und die schöne schweiz zu sehn
 mir ward schon mancher weg gebahnet
 den ich vorher nicht sah, mir ist schon viel geschehn
 was ich mir nicht geträumt imm schlummer
 und nicht imm wachen mir gedacht.
 Die Götter ordnetten des Mennschen lust und kummer
 Sie haben Ihren Plan gemacht
 und schlagen Einem¹⁾ auff die finnger
 wenn mann zu naseweiss Ihn selber künnsteln will
 und davor fürchtete mein Herz sich als ich Jünnger
 und grambeladner war, ich schwieg geduldig Still
 und sahe weitter nicht als wie Ein wandrer Siehet
 der grades weges geht, nie auss dem gleise weicht
 und wenn Er über Berg und Thäler sich bemühet
 Die Herberge zulezt erreicht —

Berlin den 27 Juny 1777

A. L. Karschin.

Aus der ersten Woche des Jahres 1781 stammt ein kurzer, undatierter Brief der Herzogin Anna Amalia an Wieland,

¹⁾ So in der Handschrift.

auf die erste Seite eines in 8^o gebrochenen Quartblattes mit deutlichen und sauberen Zügen ganz eigenhändig geschrieben. Er bildet die dankende Antwort auf die Verse „An Olympia. Ueber eine Handzeichnung von Oesern, die H. Marie Magdalene nach Cignani vorstellend“, die nach Seufferts Angabe¹⁾ vom 4. Januar 1781 stammten, übrigens auch im Januarheft des „Merkur“ von 1781 (S. 41 f.) veröffentlicht wurden. In der Oeserschen Zeichnung, die die Herzogin besaß, wollte Wieland keine fromme Büsserin mehr erkennen, sondern vielmehr ein „Nymfchen“, ein „Griechisches Mädel“, ja „Amors Schwester“ selbst, „die lieblichste der Charitinnen“, welche die „Grazien Apells“ dem von ihnen stets umschwebten, begeistert seinem heiligen Urbild nachzeichnenden Künstler neckisch untergeschoben hätten. Darauf erwiderte Anna Amalia, doch wohl sogleich nach dem Empfang der anmutigen Verse:

Ich sollte zwar hübsch höflich und Galant seyn und auf so schönen²⁾ Reimelein, durch die schöne Magdalene, Ihnen lieber Wieland und den Grazien ein Opfer bringen; wenn meine Fantasie, die mir leider nur zu öfters dume Streiche spielt, nicht auch jetz²⁾ den Possen thät und nichts in dem Bilde des Freund Oesers zeigte als eine arme Sünderin der³⁾ ich ähnlich²⁾ werden möchte und sie darum in meinen²⁾ Cabinet hängen habe.

Solte aber jemals meine Fantasie das in dem Bilde sehn, was Ihnen die Musen so schön sagen lassen; so werd ich nichts eiliger zu thun haben als es von meinen Augen weg unter Ihre Obhut zu geben.

Bis dahin hoffe ich der Schönen Sünderin desto öfters⁴⁾ Ihre Gegenwart zu verdanken, wodurch sie mir nur um so lieber wird.

Amalie.

1) Wielands höfische Dichtungen, im Euphorion, Bd. I, S. 698 (1894).

2) So in der Handschrift.

3) In der Handschrift verbessert aus: die.

4) In der Handschrift verbessert aus: öfterer.

Fast anderthalb Jahrzehnte später, in den Spätsommer oder Herbst 1795, fällt ein gleichfalls undatierter Brief von Frau Caroline Herder, auf die beiden ersten Seiten eines in 8^o gebrochenen Quartblattes mit grossen, deutlichen Zügen geschrieben. Das Datum ergibt sich aus dem Abdrucke des in dem Briefe genannten Gedichts von Friedrich von Kōpken „An Teutschlands Horaz des vorigen Jahrhunderts“, dem Wieland eine grössere, mit wärmstem Lob auf Herders „Terpsichore“ verweisende Anmerkung beigab, im Oktoberheft des „Merkur“ von 1795 (S. 202 ff.). Karoline Herder schreibt:

Theuerster Freund. Da mein Mann eigentlich nicht selbst Ihnen eine Ode zusenden kann, worinnen seiner in Ehren gedacht wird, so nehme ichs auf mich und übersende sie Ihnen zutrauensvoll, mit unsrer beider Bitte, sie gefällig in den Merkur einzurücken, wenn Sie nichts dagegen haben. Ein H. von Kōpken aus Magdeburg, den Sie vielleicht kennen, ist der Verfasser; er wünscht dass Sie sie aufnehmen möchten.

Vielleicht finden Sie es auch, dass diese Ode ihrem Verfasser nicht zur Unehre gereicht und nicht unwerth sey, auf den patriotischen Altar gelegt zu werden. Vielleicht gefällt es Ihnen, in einer Note, zur Verständlichkeit des Gedichts, mit wenigen Reihen, das *Daseyn* der Terpsichore zu bemerken, das denn für Ihren Freund sehr erfreuend seyn würde. Wir wünschen Ihnen alles Gute, Glückliche, was Sie erfreuen kann. Meine liebe Freundin küsse ich herzlich.

Ihre

C. H.

Endlich findet sich auf einem kleinen Quartblatte, das nur auf einer Seite mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben ist, folgender undatierte, wohl dem Jahre 1799 angehörige Brief von Henriette von Knebel:

Sie haben mir, mein verehrungswerthester Freund, durch die gütige Mittheilung Ihres Agathodämon ein ganz unbe-

schreibliches Vergnügen gemacht und ich weiss kaum wofür ich Ihnen zuerst dancken soll: vor diese süssen Früchte Ihres Geistes selbst, welche, wie unter einem griechischen Himmel erzogen, den schönsten und unvergänglichen Samen in sich tragen — oder vor die liebreiche und gefällige Art womit Sie solche meinen Händen anvertraut haben.

Jedes Opfer des Dancks und der Verehrung, das ich Ihnen bringe, wird mir so leicht, weil es zugleich aus dem Herzen kommt; daher hoffe ich auch, dass Sie, mein vortrefflicher Freund, dieses mit Güte und Wohlwollen annehmen werden!

Ihre

ergebenste Freundin
Henriette von Knebel.

Den Hauptbestand der Dresdener Sammelhandschrift bilden aber Briefe von Wielands Cousine und Jugendgeliebten Sophie von La Roche. Nicht weniger als 76 Briefe, darunter zwei an Johann Georg Jacobi, rühren von ihrer Hand her. Sie beginnen mit den Jahren 1759—1761, setzen nach längerer Pause dann wieder 1767 ein, werden überaus zahlreich in den Jahren 1769—1772, besonders solange Sophiens Sohn Fritz in Wielands Hause zu Erfurt weilte, und stellen sich endlich nach einer neuen Unterbrechung wieder, doch nicht so häufig wie zuvor, von 1777 bis 1784 ein. Zwei Briefe ihres Gatten und eine kurze Nachschrift von Dumeiz sind, wie bereits bemerkt wurde, zwischen Sophiens meist umfangreiche Episteln eingeschoben.

Diese letzteren sind zum grossen Teil Antworten auf längst bekannte Briefe Wielands; mehrere von ihnen lassen sich aber auch in den Zusammenhang der bisherigen Veröffentlichungen dieser Art nicht eingliedern, so z. B. gleich die beiden ersten, ergebnisreichen Briefe unsers Sammelbandes, die zusammen mit einem verlorenen Schreiben vom 12. Juni 1759, das herbe Vorwürfe gegen Wielands Mutter enthalten zu haben scheint, die durch Sophiens Vermählung 1754 abgerissene Verbindung mit Wieland wieder anknüpfen sollten und Sophie liebevoll ent-

gegenkommend, Wieland dagegen zunächst in verletzender Zurückhaltung zeigen. Ob an dieser etwa nur äussere Zufälligkeiten, die mit seiner fast gleichzeitigen Übersiedelung nach Bern zusammenhängen, schuld waren, lässt sich vorläufig nicht erkennen. Jedenfalls aber löste sich die Spannung zwischen ihm und der einstigen Geliebten bald wieder, wie die folgenden Briefe unseres Bandes, übrigens auch schon früher veröffentlichte Briefe Wielands aus jener Zeit beweisen.

Auch in den späteren Blättern der Dresdener Handschrift ist noch mehrmals von vorübergehenden Missverständnissen und Zerwürfnissen zwischen Wieland und Sophie die Rede. Fast immer aber fleht sie dann leidenschaftlich-innig den verstimmtten Freund um Versöhnung an. Überhaupt zeigt fast jedes Schreiben von ihrer Hand, wie warm und treu ihr Gefühl für Wieland ist. Ihre wiederholte Versicherung, dass seine Briefe vornehmlich das Glück ihres Lebens ausmachen, ist keine leere Redensart. Beständig beschäftigt sie die Sorge um seine Gesundheit, um sein geistiges und gemüthliches Wohlbefinden, um sein äusseres wie um sein seelisches Glück, und dann und wann mischt sich in die Beteurungen aufrichtigster Freundschaft auch eine elegische Erinnerung an die ehemalige schwärmerische Liebe ein. Offen spricht sie von ihren eignen Verhältnissen und Familiensorgen mit dem alten Freunde. Ebenso handeln die späteren Briefe mehrfach von Sophiens schriftstellerischen Arbeiten und enthalten lobende Urtheile über Wielands neue, von ihr stets mit freudigster Teilnahme aufgenommene Werke. Auch seine Freunde und literarischen Beziehungen kommen gelegentlich zur Sprache. So sucht z. B. 1771 Sophie vermittelnd in einen Zwist zwischen Wieland und den Brüdern Jacobi einzugreifen, und tief erschüttert schreibt sie ihm 1778 nach dem Tode Julie von Bondelis.

Diese Briefe Sophiens verdienten aus mehr als einem Grunde eine nahezu vollständige Veröffentlichung. Da mir eine solche vor der Hand nicht möglich ist, theile ich hier wenigstens die beiden ersten Briefe ganz und von den folgenden einige — vorwiegend literargeschichtlich ergiebige — Proben

mit, natürlich genau in der regellosen Schreibung der Originale, die zudem zwischen Minuskel und Majuskel, Acutus und Gravis oft kaum unterscheiden lässt. In den Anmerkungen beschränke ich mich auf das Allernotwendigste.

1.¹⁾

Mayence ce 26 Juin 1759.

Il y à quinze jour, que je vous ai²⁾ ecriit; il faut que la lettre vous soit parvenue, et il faut aussi, que vous en soyes indigné, parceque vous ne me repondes pas malgré les instances, que je vous en fit. Soit, cest un coup que je me suis porté, moi meme, ma triste ma cruelle maladie, etoit donc destiné, de me montrer, non seulement, toutes les malignités Cachées de mon sang, mais aussi celles de mon coeur, j'en profiterai, pour l'un, et pour L'auttre, j'en rends grace à Dieu, en le demandant, une guerison aussi parfaite, pour mon Coeur, et Esprit, quil à doné à mon corps; je ne seroit donc plus vaine, ni presomtueuse, sur une lettre, ou j'aurois montré mon coeur, avec ses merites, et ses desffauts, je ne dementirai plus, mon Caractere, qui apres Cinq ans et plus, dé souffrance courageuse, et suportable (parceque j'avois bien dé l'innocence devant moi) fait une demarche, qui detruit le fruit, de tout cela, enfin j'en suis punie, par votre silence, peutetre encore par un nouveau³⁾ sacrifice, à faire de ma reputation, à Mad: votre Mere. Si vous lui comuniques ma lettre, je ne m'en plaindrai pas, et si je le faisois, ce seroit injustement, j'ai trop dit d'elle, pour ne vous pas faire souhaiter, quelle soit justifiée, et que j'aye tort; ah pourquoi, ma pauvre raison, à t'elle tant souffert de cette Couche douloureuse avant terme, pourquoi mon imagination etoit elle trop vive, trop agissante. Dieu à permis tout cela, pour me humilier, il me faloit encore perdre, les restes de votre amitié que la pitié, et l'incertude,⁴⁾ si j'étois aussi coupable qu'on

1) Ein Foliobogen, auf den drei ersten Seiten mit saubern, deutlichen, etwas verblassten Zügen beschrieben.

2) ai (nachträglich in der Handschrift eingefügt).

3) Verbessert aus: nouvelle.

4) So in der Handschrift.

me faisoit,¹⁾ m'avoit conservé,²⁾ je me soumet, toujours destiné à souffrir, dans la partie, la plus sensible de mon Coeur. desormais je me defierai des agrements, que je croirai pouvoir me procurer, par ma droiture, par un epanchement de Coeur, je n'ai d'auttre consolation, que de ne vous avoir ecrit, aucun mensonge, Mad: votre Mere, dusse t'elle m'en donner le defi milles fois. mon coeur ne sera plus donné, à juger à aucun homme au monde, Dieu, Dieu seul, le verra et le jugera à l'avenir et de l'autre Coté du tombeau, come dit mon cher *Joung*. je vouloit avoir le plaisir, de vous voir justifié, dans l'Esprit de la Roche, qui me croyoit prevenüe, pour vous, et contre votre Mere, je ne vouloit pas me venger, mais rentrer dans votre Estime, en vous laissant le juge de mes actions de l'année 1753, depuis le Juin jus qu'à mon mariage. il est bon, il est salulaire que je reconoisce, tous les plis, et replis de mon coeur, je me renfermerai en moi meme, et mes devoirs, de mere, et d'Epouse, rien pour ceux, dont j'ambitionai l'Estime, et les auttres n'etant rien pour moi — adieu Wieland, dans l'auttre monde, vous me reveres, vous ne³⁾ me meconoitres plus, vous me rendres plus de justice, et je ne ferai plus de fautes, car grace, à Dieu, je n'ai pas⁴⁾ comis des crimes. Faites de mà lettre du 12, et de celleci, tout ce qui bon vous semblera — je ne contredirai pas à rien.

Dieu vous Benisse, Dieu recompense votre vertu, je lis, vos *Empfindungen des Christen*, come on les doit lire; oublies moi, ne vous faites au moins point d'image, de ma Conduite, de mes sentiments vous etes si loing, de me prendre au juste que je vous prie, de me laisser; ne me voyes plus, que come je suis, en ce moment, j'ai ma petite Louise sur mes genoux, Frizle, mon charmant beau Frizle est à mes pieds, et joue, la Max est à deux pas, de⁵⁾ moi pres de la Cousine et court

1) Verbessert aus: m'avoit fait.

2) Verbessert aus: gardé.

3) ne (nachträglich eingefügt).

4) Verbessert aus: je ne.

5) Vorher „ches“ durchstrichen.

pour sa poupée, et me demande, *mama* pourquoi pleurez vous? je prie Dieu, de vous donner un *Coeur* vertueux, et une destinée, plus heureuse que la mienne. cest le seul *Coup d'oeil* que je vous permet; je suis sur, que plusieurs moments de ma vie, plusieurs sentiments, de mon *coeur*, qui vous regardent, seront conservé, et que vous les verrés dans l'auttre monde, et les aprouveres pour me recompenser, de tout les maux, que les votres m'ont fait souffrir. adieu!

Sophie La Roche.

2.¹⁾

Mayence ce 18 Juillet 1759.

Monsieur, et tres Estime Cousin.

voici une lettre, que je voulois envoyer à Zürich je n'en ferai rien, je suis resignée sur vous, ainsi ne craignes rien de L'avenir, car c'est la derniere fois, que vous verres de mon odieuse ecriture; je ne vous demande plus reponse, à mes lettres precedentes, mais seulement la Complaisance de faire dire par Mad: votre Mere, à ma soeur de Hillern, que vous les aves recües. Souvenes vous s'il vous plait, qu'un jour, vous m'aves dit bien de Choses au desavantage de mon Pere, sans quil me soit venu dan L'Esprit, d'en faire la mine, encore moins aurois je eté capable, de marquer une haine, et un mepris aussi complet, dont vous venes de me traitter, mais il faut, que vous ne soyes plus, ce meme Wieland d'auttrefois, vous n'aures Jamais sù en agir de cette facon sur ma premiere lettre, encore²⁾ moins sur la seconde. enfin c'est le dernier trait, de mon sort, je suis sur, de n'en plus eprouver de pareil. Soyes heureux mon Cousin, autant qu'on le peut etre, tranquilises vous, en oubliant la facon, dont vous venes de me traitter bien injustement.

Sophie La Roche.

¹⁾ Ein Foliobogen, nur auf der ersten Seite mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben.

²⁾ Das Wort ist verschrieben: encorce.

3.¹⁾

Mayence ce 7 8br: 1760.

Monsieur et tres Estimé Frere.

— — — — —
 Toujours mon Frere n'oublies pas, que je n'ai plus ases de vanité, pour faire des pretensions, et que je regarderai, tout ce qui me viendra de vous, come des presens genereux.

je vous ai ecrit au mois d'aout, que notre voyage pour Warthause, estoit reculé jusque au printems prochain, je vous ai marqué le deplaisir, que cela me Causoit; la datte du mois d'apresent m'a doné un rayon de plaisir en me montrant, que nous somes deja avancé d'un mois vers le terme de mon depart, et de la satisfaction de me retrouver ches moi, de corps et d'Esprit. vous qui ne conoisses que trop, le sauvage de mon imagination, representes vous²⁾ les douceurs quelle me fait envisager, du voisinage d'un frere et d'une soeur, come j'ai à Biberac. Dieu vous Conserve, et laisse à ma soeur la Consolation, de votre amitié, et de votre Comerçe. on m'à mandé toutes les bonnes intentions, que vous aves pour mon pauvre frere Cadet, je vous en remercie millions de fois. ayes toujours ce Coeur unique dans son Espeçe, ce Coeur auquel je doit tant et tant. nourisses y toujours quelque sentiment d'amitié pour moi. adieu pensez quil n'est pas possible de Considerer, et d'Estimer quelqun plus parfaitement que vous L'etes, de³⁾

4.⁴⁾

Mayence ce 10 Novembre 1760

quelle Lettre m'ecrives vous mon Frere. Sans L'anglois quil y à au bout, je ne croyrais jamais, que vous L'aves ecrite.

1) Ein Foliobogen, auf den ersten drei Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben; vom zweiten Blatt ist ein Stück mit der Unterschrift weggeschnitten. Im Anfang des Briefes bittet Sophie um Auskunft über die Gesundheit ihrer Schwester Cateau von Hillern in Biberach.

2) vous (nachträglich eingefügt).

3) Hier fehlt die Unterschrift.

4) Ein kleiner Foliobogen, auf 2^{1/2} Seiten mit saubern, deutlichen, nur etwas verblassten Zügen beschrieben. Im weiteren Verlauf des

vous etes donc persuadees, quil y à des moments ou la Philosophie s'en va, au Nües pour nous laisser faire, tout à notre aise, un petit tour terestre, materielle, tout à fait; et vous en parles meme, dans un ton naturel, satisfait de cette decouverte. j'en suis bien aise, et meme j'en suis Charmée plus que vous ne pensez peutetre; je vous verrai plus souvent, car je ne doute point, que cette jolie humeur, dans laquelle vous m'ecrivies cette Lettre, ne vous reprenne de tems, en tems et dans ces moments la, vous aimeres, L'Esprit, de Warthause, on osera vous prier ches nous, ou on vous Estime, et ou on craignoit seulement, votre austerité, mais nous parlerons de Cela au mois de Mars plus amplement — — — — —
— — — — —

5.¹⁾

ce 16. Juillet 1761.

je suis bien charmée de L'impression que La Roche à fait sur vous, croyes toujours mon Frere, que L'agrement de sa Figure, et de sa conversation, sont ses moindres merites, vous le direz avec moi, quand un jour vous le conoittres mieux du coté du caractere.

vous ne reves pas si juste que moi, car Mos. le Comte veut vous voir, et pense meme vous voir souvent, mais je devine qu'on veut avoir la Biblioteque arangé pour etre sous les Armes, à votre premiere aparition. — — — — —
— — — — —

Briefes, der auf Wielands Schreiben vom 25. Oktober 1770 (bei Robert Hassencamp, Neue Briefe Wielands, Stuttgart 1894, S. 9 ff.) antwortet, charakterisiert Sophie unter anderm ihr eignes, in seiner Schönheit nunmehr verblichesenes Aussehen, von dem ihr ehemaliger Liebhaber nichts mehr zu fürchten habe.

1) Ein kleiner Foliobogen, auf allen vier Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben. In demselben Briefe bittet Sophie unter anderm dringend, Wieland möge ihr sein Lustspiel (die Übersetzung des „Sommernachtstraums“) zum Lesen geben. La Roche pflege niemals ihre Briefe neugierig zu durchstöbern; Wieland könne ihr also ganz gut etwas anvertrauen, was nur für ihre Augen bestimmt sei.

6.¹⁾

Warthause 11 fevrier 1770

Diogene attendu come le Messie, est arivé vendredi. vous auries du voir, avec quelle vitesse je dechirai les enveloppes et parcourait les vignettes. mais avec quel regret, je pensois à mes yieux qui ne me permirent pas de lire. La Roche qui attendait ces plaintes, me dit quil m'en ferait la lecture, et se mit à l'instant à Coté de ma petite table, à la place que vous occupies du tems de mon heureux voisinage avec vous; et juges si Diogene nous plait. La Roche en à continué la lecture jus qu'aujourdui ou nous sommes resté à la Republique. Tout est bon tout nous plait. mais N^{ro} 33 jus qu'à la Republique²⁾ nous enchantait preferablement, parceque nous y croyons voir Wieland avec son Genie et son Coeur, L'histoire de Lamon;³⁾ la preface, et cent traits dans les N^{ro} 32. qui precedent, nous charmaient, et nous delectaient, mais le detail est impossible à l'heure quil est, ou nous devorons le tout avec avidité. la Comtesse vous fais milles remerciements, elle est touchée de l'honneur que vous lui aves fait, elle vous ecrira elle meme, chaque feuille L'enchanté. il y à un seul mot quelle n'aimait point, et dont L. R. à pris la defense en disant quil falait que Diogene parle sans macher les expressions. le mot est dans l'article des diferentes facons d'aquerir des richesses.⁴⁾

Lamon m'à touchée. Clicerion m'à rapellé un tems que vous passies heureusement, éloigné de tout le monde, ou votre maison était l'univers pour vous. me suis je trompée? je crois que non. vos tableaux du bonheur d'une Ame sensible pour les beautés de la nature. j'aurais voulu m'y trouver à coté de vous. — — — — —

1) Ein kleiner Foliobogen, auf drei Seiten mit deutlichen, saubern Zügen beschrieben; auf S. 4 die Adresse. Die zweite Hälfte des Briefes enthält verschiedne persönliche Mittheilungen von geringer Bedeutung. Wielands Antwort auf diesen Brief ist schon von Franz Horn (Wielands Briefe an Sophie von La Roche, Berlin 1820, S. 116 ff.) veröffentlicht.

2) In der Handschrift geschrieben: Replublique.

3) Kapitel 7—9 des „Diogenes“.

4) Wohl im 28. Kapitel.

adieu Wieland je vous remercie de votre ecriture dans Diogene, je vous remercie que vous y ayies mis mon nom Sophie. ah si les riens ne faisaient, le bonheur des ames sensibles — toutes les richesses de mots et de biens ne le feroient pas. vous me conoisses — vous voyes mon coeur dans cette Phantasie.¹⁾ — — — — —

7.²⁾

Warthausen d. 25. Februar 1770

Sie wollen in Zukunft lautter teutsche Briefe von mir haben; und Sie sagen mir so gute ursachen dazu, dass ich diesen vorschlag, um mein selbstwillen annehmen muss. — — — — —

Ihr Diogenes mein Freund, Gefält der Geistlichkeit nicht und kan den meisten nach dem „Esprit de leur Corps“ nicht ganz gefallen. ich bin froh das Wieland als Wieland nicht so von der Liebe, und andren Bewegungen unsrer Seele denkt, als er, als Diogenes davon spricht. Die Gräfin und ich waren ein paarmahl böss über Sie, da Sie uns bey dem vorlesen erröthen machten, weil wir nicht so geschwind waren als La Roche es gewessen, Wieland und Diogenem zu unterscheiden. Eine Betrachtung kam mir dabey, die zu einer Frage wurde. ich war sicher dass die rothmachende Züge in Ihrem Diogenes, eben so viel mühe und überwindung gekostet hätten, als mich der Character meines Bössewichts: Woher komt aber dass eben diese stellen in Ihrem Buch, und diesse Briefe in meinem die Lebhafteste sind, und stärkere eindrücke, als die übrige machen. — — — — —

¹⁾ So in der Handschrift.

²⁾ Ein kleiner Foliobogen, auf allen vier Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben. Die hier nicht mitgetheilten Abschnitte des Briefes handeln unter anderm von der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, an der Sophie gerade arbeitete; auch Wieland hatte Mehreres davon schon gelesen und wahrscheinlich der Freundin nur darum geraten, ihre Briefe deutsch zu schreiben, damit sie so für ihren Roman eine grössere Leichtigkeit im deutschen Stil gewinne.

8.¹⁾

Warthausen d. 18 Merz 1770

Sie plagen mich Wieland, mit Ihren deutschen Briefen, ohngeachtet ich fühle dass Sie recht haben. aber es dünkt mich, alles was ich Ihnen zu sagen habe, und für Sie empfinde liegt in dem gefach meiner francösischen Wörter, und, dass ich es erst übersezen muss, daher finden Sie auch meine Briefe trocken und kalt. — — — — —

9.²⁾

(Von Georg Michael Frank von La Roche.)

Warthausen ce 4 Juin 1770.

Tlantlaquacapatli, Aboulfaouaris etc. et Combabus sont arrivés sains et saufs. Je les ai dévoré. Voulez vous que je vous dise la Verité? Je prefere ces *geheime Beyträge* même à Diogene. Il y a bien long temps que je n'ai rien lu qui fut plus à mon Gout. Et il n'y a que vous qui soyez en etat de parler Nature. il semble que vous l'ayez pris sur le fait, et que vous l'ayez forcé a vous decouvrir le fort et le foible de ses Ressorts. Enfin c'est une production qui doit vous faire honneur parmi tous les Etres pensants. Nargue a Bavus, Kollbornius³⁾, et autres vermisseeux, qui ne manqueront

¹⁾ Ein kleiner Foliobogen, auf drei Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben; auf S. 4 die Adresse. Meist handelt es sich in dem sehr herzlich gehaltenen, halb deutsch, halb französisch abgefassten Briefe um weniger bedeutende persönliche Mittheilungen. Derselbe bunte Wechsel der Sprache findet sich auch noch oft in den folgenden Briefen; ja selbst ganze Briefe schreibt Sophie später noch französisch, besonders wenn ein leidenschaftliches Empfinden in ihr nach Ausdruck verlangt.

²⁾ Ein kleiner Foliobogen, nur auf den beiden ersten Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben. Da Sophie mit der Gräfin Maximiliane Stadion gerade einen Ausflug gemacht hatte, schrieb diesmal statt ihrer ihr Gatte, obgleich auch er nur wenig Zeit hatte, da er den Umzug nach Schloss Bönningheim vorbereitete.

³⁾ Abbé Kolborn, Kanonikus von Mainz, Erzieher des Grafen Philipp Stadion.

point d'y trouver à redire, parceque ce n'est pas le ton du Schulzen-Stofel. — — — — —

Je suis de Coeur et d'ame

Votre Amy Cousin et tres
humble serviteur

La Roche.

10.¹⁾

14 X br 1770

— — — — —
vous saves que je possede vos gracieuses filles de genie, je les ai lu deux fois, elles sont charmantes, et je me loue, d'avoir deviné votre Danaë²⁾. Phillis la simple et modeste Phillis³⁾, ne tient elle pas les graces, de sa naiveté, des doutes de son amabilité, du Caractere de votre Epouse, Ces yieux rempli de larmes de joye ce sentiment de vous⁴⁾, qui lui tient lieu de tout, la sincerité avec laquelle, elle loue les Charmes de ses Compagnes, tout est tiré de l'ame de mon Amie Wieland, dites lui, que si en lisant les Graces, j'eusse été ches vous, je me serait levé, et L'aurais pressé contre mon Coeur, et la elle aurait vu aussi des larmes de tendresse, dans mes yieux à demie eteint. — — — — —

11.⁵⁾

Ehrenbreitstein 28 Juin 1771

— — — — —
Wissen Sie das meine Sternheim dem Herder gefällt, diesses hätte ich mir nicht vermuthet, und es freut mich nicht wenig.
— — — — —

1) Ein kleiner Foliobogen, auf allen vier Seiten mit grossen, deutlichen Zügen beschrieben. Wie Sophie in den vorausgehenden Briefen mehrfach mit gespannter Erwartung von den „Grazien“ spricht, so lobt sie das Werk auch nochmals kürzer in dem folgenden Schreiben vom 18. Dezember 1770.

2) Die ganze Erzählung in Wielands „Grazien“ ist an Danae gerichtet.

3) Die schönste der arkadischen Hirtinnen in den „Grazien“.

4) In der Handschrift verbessert aus: de votre Mere.

5) Ein halber Bogen 4⁰, auf allen vier Seiten mit saubern, deutlichen Zügen beschrieben.

12.¹⁾

18 Juillet 1771

— — — — —
 j'ai reçu une lettre de Merk, et de la petite Flachsländ Amie
 de Herder, qui me comunique toutes les Poesies du dernier, et
 les louanges qu'il donne au ton Melancholique de ma Sternheim,
 et à la vérité morale qu'il y trouve, l'approbation de cet homme
 me fait plaisir. — — — — —

13.²⁾

(Von Damian Friedrich Dumeiz.)

[27. September 1771.]

— — — — —
 je pense m'arreter encore vne huitaine de jours ici,³⁾ et puis
 aller retirer votre Agathon des mains d'un moine à qui je l'ai
 prêté, et qui en fait des extraits pour precher votre evangile
 au peuple, jugez par là de l'excellence de votre ouvrages,⁴⁾
 puisque le gros sens monacal le⁴⁾ sent.

14.⁵⁾

d. 16 Juny 1772

— — — — —
 aber den golden⁴⁾ Spiegel habe ich doch schon durchblättert,
 und mit träumen dess danks, mit überfließenden Thränen der
 besten empfindung habe ich Sie meinen Wieland geseegnet.
 O wie schön werden Ihre Männliche Jahre — mein Lieber

¹⁾ Ein in 8^o gebrochenes Quartblatt, auf allen vier Seiten mit flüchtigen, mitunter nicht recht deutlichen Zügen beschrieben. Der Brief enthält noch weitere Mittheilungen über die freundliche Aufnahme der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“.

²⁾ Ein halber Bogen 4^o, auf allen vier Seiten beschrieben, grossentheils von Sophie; am Schluss fügte Dumeiz eine kurze Nachschrift bei, aus der ich hier nur die auf den „Agathon“ bezüglichen Sätze mittheile. Die Unterschrift von Dumeiz' Namen fehlt in dem Briefe.

³⁾ Nämlich bei Sophie in Ehrenbreitstein.

⁴⁾ So in der Handschrift.

⁵⁾ Ein in 8^o gebrochenes Quartblatt, auf allen vier Seiten mit grossen, deutlichen Zügen beschrieben.

theurer Wieland — Gott belohne Ihre mühe, durch den eindruck
den es, auf Fürsten, und rathgeber Seelen machen soll, dass
schöne fürtrefliche Meisterbuch — — — — —
— — — — — La Roche ist über Ihre Scheschianische Ge-
mählde entzückt, Sie wissen das ers nicht oft ist — — —

Ihre Sophie

15.¹⁾

Coblenz d. 6 april 1780.

Ihr *Oberon*, Lieber Wieland ist gekommen etlichen recht
guten Menschen freude zu geben — La Roche war just an
einem bössen hässlichen geschwür im Naken sehr krank, und
unmuthig, seine beste freunde wussten ihm nichts zerstreuendes
mehr zu sagen — seine Bücher, und sein Naturalien Cabinet
hatten auch ihre reize für ihn verlohren — da kam *Oberon* —
eilig bring ich ihn hinauf, la Roche lächelt ihn mit Hofnung
eines vergnügens an, lässt mich gleich wieder gehen — und
liesst — biss kein Buchstabe mehr zu lesen ist — den Abend
komt unsser minister von Hohenfeldt²⁾ dem sucht er diese
— jene stelle nach — und erzählt auch mir — und den
zweyten tag liesst er nochmals ganz — so dass ich ihn erst den
vierten bekam — und noch dem minister lassen musste. Nun
soll ich Ihnen für das vergnügen danken, das beyde durch
Oberon genossen. Ihre Jahre sollen so viel, und so glücklich
seyn als die minuten die *Oberon* ihnen beyden gaab. nur eine
frage entstund — warum machen die protestanten so oft spot-
tende anspielungen auf Theile der Catolischen Religion —

Oberon gefiel Ihnen doch?

Sein Bau — der Geist der in ihm lebt, wie soll das nicht
gefallen? und ich helfe doch auch Souscripenten für die schöne
aussgaabe samlen, zu deren betrieb ich Sie aufmuntren solle,

1) Ein halber Bogen 4^o, auf allen vier Seiten mit deutlichen, meist
grossen Zügen beschrieben.

2) Christoph Philipp Wilibald Freiherr v. Hohenfeld, Generalvikar
des Fürstbischofs zu Speyer, 1777—1780 auch Konferenzminister und wirk-
licher geheimer Staatsrat des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier,
gestorben 1822.

da die frage mehr auss besorgnis entstanden sey es möchten, die religions artikel Ihrem Buch schaden weil das Catolische Teutschland doch auch viele menschen zählte — aber ich weiss viele Catoliken, die im Ernst ärgerliche sachen sagen und schreiben — das ist wahr — man erlaubt sich selbst aber mehr als einem Fremden — Oberon hat jede vorsprache in sich — und in guten köpfen — so weit zwey Männer.

Mich — lieber Wieland! freut, der reichthum und die heiterkeit Ihres Geists — der Himmel lass Sie diese güter lange geniessen, und möchte ich die hofnung haben *Sie* und Ihre Famillie beysamen zu sehen — ich wäre sehr glücklich — wenn ich *Sie* die liebe würdige Mutter Ihrer Kinder die Grossmutter davon, und das rührende gewühl von Wielands Kinder um mich her sähe, in Weimar wo ich doch die nächste verwandtin von Ihnen allen wäre, und also auch antheil an Herz und Blut fühlte — es freute mich mehr als ich sagen kan — aber die beste freuden, sind erscheinungen eines ideals — erheben den Geist, machen dass Herz wallen und entfliehen, in die Welt dess vollkommenen auss der sie herunter steigen, uns einige stunden recht süss — recht schön zu machen —

die herrliche — zerreissende Bilder dess 9. und 10 gesangs, die Sie meinem Herzen gönten — habe ich auch — ich kan sagen geherzt — ein Geist voll obermacht — hat Sie dass schmerzliche und süsse der liebe malen machen. dank Wieland! tausend dank, dass Sie mir es gönten und eigneten —

Göthens Billet¹⁾ — ist seiner und Ihrer würdig — er hat alles in sich — was durchdringende einsicht fodert — der Zufall mag ihn, allem ansehen nach gegen mich böss gemacht haben — ich bin nur Weib — aber ich werde nie ungerecht — und nie klein seyn — aber wenn verstanden Sie unter *propheten* Menschen? — und wo liegts? das Klopstok — und die Stolberge — und Göthe die alle so glühend zusammen

¹⁾ Es ist wohl das Briefchen vom Grünen Donnerstag (23. März) 1780 gemeint, das Goethe mit einem Lorbeerkrantz für den „Oberon“ an Wieland sandte.

waren nun kalt sind und die Jacobis — Ach Wieland wo liegt das — in Männern voll kenntnissen — voll Seele — sagen Sie mirs ich bitte Sie lieber Theurrer Wieland! wo liegts. Lessen Sie doch, es liegt meinem Herzen daran Lessen *Sie* meine Rosalie — *Wieland* soll meine Rosalie lessen, und die güte haben — *alte* und *neue* güte mir was darüber zu sagen, ich bitte bitte — Herder war meiner Sternheim gut — ich wolte er wär es auch Rosalien — seiner Frau die ich so liebte — der ich anders dargestellt wurde — O Wieland! was unterschied zwischen Feinheit des gefühls der Seele — die zu verwunden fürchtet — und Feinheit dess geists — der nur dolche schleift — adieu Sie alle¹⁾ — mein Friz — ist Lieutenant, im Francösischen Regt. Zweibrücken und schiff nach amerika — vogue la galere — sagte der alte Graf.

¹⁾ Das Folgende ist am obern Rand der letzten Seite des Briefes nachträglich noch beigelegt.